

Nr. 08
März 2010
kostenlos

點墨

DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten





Wer kennt sie nicht, die Abenteuer von Tim und Struppi, die sie in alle noch so entlegensten Winkel dieser Erde geführt haben. Auch nach China sind sie gekommen und auch dort haben sie so manchem Bösewicht das Handwerk gelegt. Aber nicht nur bei Hergé, sondern in vielen europäischen Comics ist China erstaunlich präsent. Ob als „Gelbe Gefahr“ gefürchtet oder als Helden des Kung-Fu verehrt, Chinesen bevölkern die Comics in großem Ausmaß. Dabei ist das Comic-Bild von China widersprüchlich: manche Vorstellungen können auf Marco Polo, andere auf das Zeitalter der Aufklärung zurückgeführt werden, wieder andere stammen aus dem kalten Krieg. Michael Lackner setzt sich in seinem Beitrag mit dem Bild Chinas und der Chinesen im Spiegel der europäischen Comics auseinander. Wie er zeigt, dienen Chinesen dabei sowohl als Projektionen für das Geheimnis der Erleuchtung, als auch für die Angst vor dem (scheinbar) radikal Anderen. Manchmal allerdings darf auch über sie gelacht werden.

Daneben gibt es wieder schräge Erlebnisberichte, wie z.B. der China-Tour von Mr. Irish-Bastard, lesenswerte Beiträge zur Chinaberichterstattung während der Olympischen Spiele in Peking und zu Chinas Dagongmei, ein Interview mit Helmut Asche zu westlichen, chinesischen und afrikanischen China-Perspektiven in Afrika, der Vorstellung eines französischen Sinologen, das Gedicht, ein Chengyu, Film- und Buchrezensionen und vieles, vieles mehr!

Mit dieser Ausgabe begeht DianMo ein kleines Jubiläum, nämlich das zweijährige Bestehen. Zwei Jahre, eigentlich eine zu kurze Zeitspanne, um sie extra zu erwähnen. Aber damals, im Frühjahr 2008, als sich ein paar engagierte Leipziger Sinologie-Studenten zusammenfanden, um ihre Erfahrungen in China und Taiwan mitzuteilen und zu versuchen, ein vielleicht alternatives Bild von China jenseits von wirtschaftlich anbiedernder und notorisch bössartiger Berichterstattung zu zeichnen, war uns noch überhaupt nicht klar, wohin dies führen würde bzw. wie lange wir überhaupt bestehen werden. Mittlerweile ist die Redaktion enorm angewachsen, auch viele Studenten anderer sinologischer Institute und sogar anderer Fächer wirken bei der Entstehung einer jeden Ausgabe engagiert mit, sei es mit interessanten Beiträgen, Ratschlägen, Kritik oder durch moralische Unterstützung. Dafür möchten wir uns mit dieser Ausgabe ganz herzlich bei allen Autoren, Helfern, Unterstützern und Sponsoren bedanken. Ihnen ist diese Ausgabe gewidmet! 谢谢你们!

Viel Spaß beim Schmökern!

Frank Andreß & Thomas Baier

- 4 **Im Focus** Michael Lackner – *Kung-Fu, Drachen, Abenteuer*
- 11 **Erlebnisbericht** Malina Becker – *Ein paar käfiglose Vögel und Zikaden*
- 14 **Nachgefragt** *Im Gespräch mit Helmut Asche*
- 18 **Alumni-Bericht** Jens Hildebrandt – *Die Gewissheit, mein Leben außerhalb Deutschlands einzurichten*
- 20 **Auf ein Wort!** Michael Poerner – *Gold für die Menschenrechte?*
- 25 **Wortspüle** 漆身吞炭
- 26 **FolkArt** *Das Geisterfest* 中元節
- 27 **Filmrezension** *The Singing Thief*
- 28 **Konferenzbericht** *Gibt ist es noch Konfuzianismus? Und falls ja, wie viele?*
- 30 **Saitenhieb** *Im Dialog mit Urna Chahar-Tugchi*
- 35 **Sinologen aus aller Welt** Xavier Pietrobon – *Jean François Billeter: A Short Portrait*
- 36 **Erlebnisbericht** *Mr. Irish Bastard – Unser China-Tourtagebuch*
- 42 **Abgezockt** Claus Voigt – *Domino: Ein Casino-taugliches Zockerspiel*
- 45 **Im Kreuzfeuer** Liu Hongyu – *Für seine Willkür büßen*
- 47 **Dok** *Sich dem Fremden nähern: Photographien aus Schantung*
- 54 **VERSiert** 《詩經·國風·衛風》
- 55 **Chinese Landscapes**
- 56 **Kommentar** *Chinas Dagongmei* 打工妹
- 58 **Abgehauen!** *Parallele Welten*
- 60 **Nachlese** Christoph Schmitz – *Konfuzius interkulturell gelesen*
- 62 **Ohne Kommentar!**
- 64 **Impressum**

Kung-Fu, Drachen, Abenteuer – Das Bild Chinas und der Chinesen im Spiegel des europäischen Comics

von Michael Lackner

Im Jahre 1800 erscheint das Buch „Der Weltbürger. Briefe eines in London wohnenden chinesischen Philosophen an seine Freunde im Osten“ des englischen Schriftstellers Oliver Goldsmith. In einem seiner Briefe berichtet der fiktive Chinese von einer Soirée bei einer vornehmen Dame. Die Dame ist entsetzt, daß er weder Opium noch Tabak raucht; er muß auf einem Kissen hocken, während alle anderen Gäste auf Stühlen sitzen. Er bittet um Roastbeef, doch eigens für ihn hat sie Vogelnester und Bärenatzen zubereiten lassen. Und zu guter Letzt protestiert sie auch noch, als er Messer und Gabel benutzt, statt, wie erwartet, Eßstäbchen. Der Chinese schreibt seinem Freund verzweifelt: „Sie haben mich beinahe aus meinem eigenen Land hinausgeklügelt“ (they almost reasoned me out of my country).

Der Chinese von Oliver Goldsmith ist, wie gesagt, eine Erfindung. Doch werden an seinem Beispiel unsere Vorurteile aufgespießt: wir wissen doch am besten – und zwar in völliger Übereinstimmung mit „political correctness“ – wie die Chinesen rauchen, essen und sitzen. Wir wissen es besser als sie. Auch die gutgemeinten Vorurteile können wehtun.

In seinem 1998 erschienenen Buch „The Chan's Great Continent. China in Western Minds“ stellt der in Yale beheimatete Sinologe Jonathan Spence ein ganz eigenwilliges Panorama abendländischer Vorstellungen zu China dar. Spence kümmert sich um keine der uns bekannten Kategorien der Fremdwahrnehmung, er entwirft vielmehr ein buntes Bild von Epochen, von national und anders definierten Betrachtergruppen (wie „Frauen“, „Reisende“). Auch Oliver Goldsmith kommt vor. Eine dieser

Rubriken ist betitelt „The French Exotic“. Hier geht Spence dem, wie er ihn nennt, „besonderen französischen Genius“ nach, der aus den verschiedensten Themen einen zentralen Kern geschaffen habe, der sich um die Jahrhundertwende zu einer „neuen Exotik“ verdichtete. Spence nennt neben etlichen weiteren Autoren auch Pierre Loti (1850–1923, „Madame Chrysanthème“) und Paul Claudel, der sich zwischen 1895 und 1909 immer wieder für längere Zeit in China aufhielt. Eine der verräterischsten Stellen bei Claudel liest sich wie folgt:

„Eine Opiumhöhle, ein Hurenmarkt, das füllt meine Erinnerung. Die Opiumhöhle ist wie ein großes Kirchenschiff... das Gebäude voll von blauem Rauch, man atmet einen Geruch brennender Kastanien. Es ist ein schweres Parfum, mächtig, stickig, stark wie der Schlag eines Gongs. Auf engen Bänken, ihre Köpfe mit Blumen und Perlen behelmt, gekleidet in weite Seidenblusen und bestickte Hosen, bewegungslos, mit ihren Händen auf den Knien, warten diese Huren auf der Straße wie Tiere auf einem Jahrmarkt, im Durcheinander und Dunst der Passanten. Neben ihren Müttern und wie diese gekleidet, genauso bewegungslos, sitzen kleine Mädchen auf derselben Bank. Hinter ihnen beleuchtet ein Flackern von Petroleum die Treppe.“

Diese Verdichtung eines bald verführerisch, bald bedrohlich Anderen findet ihren Gipfel in Victor Segalen, der sich zwischen 1909 und 1917 in China aufhielt. Aus dem französischen Geist der Geometrie entwickelt er seine „Stelen“-Gedichte; die Stadt Peking spiegelt sich unterirdisch mit ihren Wällen, ihren Be-

festigungen und ihren horizontalen Brunnen – unter der verbotenen Stadt liegt die Tiefe Stadt – ein Palast der Träume. In Frankreich hat der Schauder über das radikal Andere an China bis zum heutigen Tage Tradition. Segalen beschrieb ihn als „Schauder des Besitzergreifens“, und wahrlich, dieser Schauder reicht bis in die Tradition der französischsprachigen Comics, der „neunten Kunst“ Frankreichs und in der Weise, wie hier von China Besitz ergriffen wird. Manche Stücke mögen ihren Weg von den USA über Frankreich und Belgien bis nach Deutschland gefunden haben, doch wenn ich über das Bild Chinas und der Chinesen im europäischen Comic spreche, dann stehen Frankreich und Belgien an vorderster Stelle, mit großem Abstand gefolgt von Italien und Spanien. Andere europäische Länder, einschließlich Deutschlands, mögen ihre Exotismen gehabt haben und noch haben, doch China spielt darin – sieht man einmal von den vornehmlich in Ostdeutschland berühmten „Abrafaxen“ (und auch die gelangen erst 1991 nach China!) und einem Abstecher des „Hör Zu“-Redaktionsigels Mecki ins Reich der Mitte ab – kaum eine nennenswerte Rolle.

Die überraschende Präsenz Chinas und der Chinesen im Comic habe ich während meiner Aufenthalte in Frankreich Anfang der 90er Jahre entdeckt und während meiner Zeit als Professor in Genf bis Ende der 90er Jahre als Sammler vertieft. Aus zwei, drei Käufen wurden bald über hundert. Und ich mache weiter. Ästhetische Kriterien spielten bald keine Rolle mehr, die Hauptsache war, China und Chinesen spielten eine Rolle in dem betreffenden Sammlerstück. Und was für eine Rolle! Hätte

ich in diesem Zusammenhang noch meine Sammlung zu dem, was in Frankreich „Indochina“ heißt, einbringen dürfen, wäre noch ein Drittel mehr an Exotismus, aber auch an Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit des sogenannten Fremden hinzugekommen. Doch China reicht bei weitem.

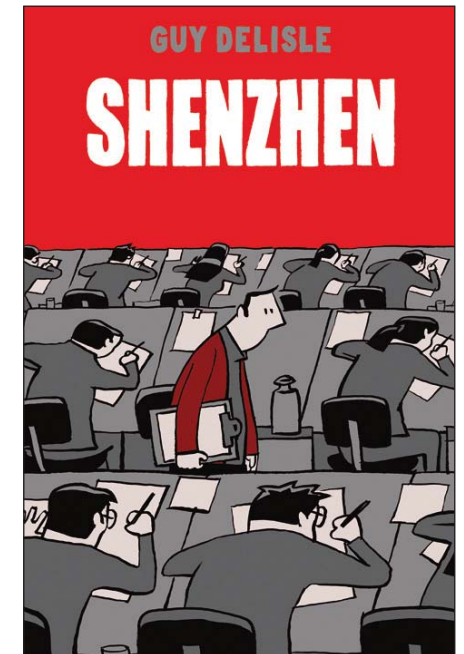


Abb. 1

Ich habe das Wort „Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit“ gebraucht. Es handelt sich im Wesentlichen um historische Wirklichkeit. Die chinesische Gegenwart animiert freilich nur wenige Zeichner und Szenaristen: Guy Delisles „Shenzhen“ und ein paar Abenteuerer, die sich ins China der Gegenwart begeben,

bleiben Ausnahmen. Delisles Shenzhen ist grau (vielleicht sogar grauer als in Wirklichkeit), und die Abenteurer der Gegenwart stoßen sofort auf uralte Mythen und Bilder, die sie unmittelbar in die Vergangenheit Chinas versetzen.

Der Abenteurer ist überhaupt ein Bild, bei dem wir kurz verweilen sollten: in den Bildern der Renaissance gibt es häufig eine Figur, die den Betrachter durch einen Blick, durch eine Geste, durch ihre Position, einlädt, in das Bild hinein zu gelangen. Diese Funktion des „Bild-Eröffners“ spielen in zahlreichen Comics Menschen aus dem Westen, die es auf die eine oder andere Art nach China verschlagen hat; sie können im 12. und 13. Jahrhundert genauso wie im 19. und 20. Jahrhundert angesiedelt sein, wichtig ist, daß wir als Betrachter uns mit ihnen – sozusagen über eine Art von ethnischer Wiedererkennung – identifizieren können. Unser Bild Chinas wird gewissermaßen angewärmt von diesen Gestalten. Das ist „unser Mann in China“ (seltener „unsere Frau in China“, obwohl auch das vorkommt).

Ich habe gerade den Ausdruck des „Exotismus“ verwendet, der für eine große Anzahl der hier aufgezählten Bilder gilt. „Exotismus“ – und diese Feststellung mag bei manchen von Ihnen ein wenig Befremden hervorrufen – ist jedoch nicht identisch mit Stereotypisierung. Bereits Marco Polo mag den Großkhan und sein Reich als exotisch – als „wunderbar“, und von „Wundern“ ist ja viel die Rede in seinem Bericht – empfunden haben, doch auch das Wunderbare kann – wenn man es denn zu schildern vermag – sehr genau beobachtet werden. Vielen Comics liegen ausführliche Recherchen zu China zugrunde (das wohl berühmteste Beispiel ist Hergés „Blauer Lotus“), und deshalb interessieren uns Stereotypen nur als eine der vielen Formen der Darstellung Chinas. Bisweilen sind die Übergänge vom Stereotyp zur realistischen Darstellung geradezu historisch sichtbar: denken wir an

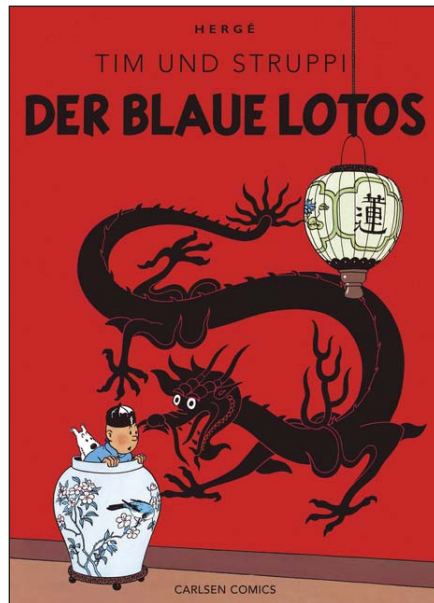


Abb. 2

den Krieg: „Unser Mann in Peking“ hat sich im Jahr 1900 mit den Boxern auseinandergesetzt. Wir sehen die völlig entmenschten, blutgierigen Horden der Boxer, die Geschichte läßt jedoch auch einen vornehmen Würdenträger des chinesischen Reiches zu Worte kommen, der zwei Seelen in seiner Brust beherbergt: die Feindschaft gegenüber den Ausländern und der von ihnen verkörperten Moderne und zugleich die noble Vorstellung der Gast- und Völkerfreundschaft. Mit dem Zweiten Weltkrieg wird sogar eine sino-amerikanische Waffenbrüderschaft ins Leben gerufen, die kulturelle Unterschiede nicht nur interessant, sondern sogar liebenswert macht. Auch diese „Flying Tigers“ (*feihudui*) sind fein gezeichnet: ein GI versucht sich in chinesischer Landestracht und Eßstäbchen – allerdings erringt er höchstens einen Sympathieerfolg. Gerade in den Bildern des Zweiten Weltkrieges zeigt sich übrigens das Mitleid europäischer Comic-Autoren mit dem damaligen Schicksal Chinas, allen voran Hergé mit seinem „Blauen

Lotus“, doch die Zeugnisse reichen bis in die unmittelbare Gegenwart und sitzen tief („Le Sacrifice Fong“). Ich möchte besonders auf dieses Mitgefühl aufmerksam machen, denn es zeigt, daß es jenseits aller Stereotypisierung einen Realismus gibt, dessen Grundlage die Sympathie ist. „Mitgefühl“ ist für mich auch das Stichwort, an dieser Stelle der vielen Opfer des jüngsten Erdbebens in China zu gedenken.

Von den großen Exportartikeln der chinesischen Kultur (die Traditionelle Medizin, die Geomantik Fengshui, die chinesische Küche, die Kampfkünste) haben sich nur die Kampfkünste einen festen Platz im europäischen Comic erobern können. Das sind die „Superfighters“, Vorbilder für unsere zahllosen Karateschulen, in denen Kampfkunst zu Kampfsport wurde. Doch in den Comics bleibt es, was es einmal war: eine Kunst. In manchen Bildserien wird die Atmosphäre der Kung-Fu-Romane (*wuxia xiaoshuo*) lebendig, jenes im Grunde unübersetzbaren Genres, das so tief in bestimmten Schichten des chinesischen Denkens verwurzelt ist: durch geistige, seelische und physische „Anstregung“, eben „Kung-Fu“, kann man, so glauben viele Chinesen, zu übernatürlichen Kräften gelangen, Schluchten überfliegen, gewaltige Felsblöcke stemmen und so weiter. Das ist allerdings auch der Ort, an dem wir nicht nur die unwahrscheinlich schönen Pastellbilder des Zeichners Vink betrachten dürfen, sondern sogar die ironischen Kommentare über Jean-Claude Van Dammes hirnlos-erfolglose Versuche im Erlernen der Hohen Kunst.

Lachen darf man auch über die Chinesen, gerade dann, wenn man der Meinung ist, sie seien das „echte Andere“: über ihre angebliche Unfähigkeit, ein „R“ zu sprechen, über ihre angeblich blumige und floskelreiche Sprache, die mehr verbirgt als sie ausspricht, über ihre Raffinesse in handwerklichen Dingen und so weiter. In letzterem drückt sich unter anderem das Bild der Zeit nach der europäischen

Aufklärung (ab ca. 1750) aus, als Herder und Hegel den Chinesen lediglich Perfektion im Kleinen, handwerkliche Kunstfertigkeit attestierten, doch die Fähigkeit zur großen Kunst absprachen. Richtig lachen darf man auch, wenn ein Tabu gebrochen wird, in unserem Fall („Der Malteser“) die sakrosankte Person des Großen Vorsitzenden Mao Zedong, der als belgischer Liebhaber langer Märsche einen Wanderclub gründet.

Die Ränder des chinesischen Reiches haben auf Europäer, von Marco Polo bis zu den großen Reisenden des 19. Jahrhunderts, stets eine besondere Faszination ausgeübt: die mystischen Geheimnisse Tibets, die wilde Natürlichkeit der Mongolen und anderer Steppevölker, die Macht des Großkhans. Manche Autoren betonen hier mehr das sogenannte Natürliche, also den Umstand, daß auch der „Barbar“ in seinen Zelten seine Sitten und Gesittung besitzt, andere zeigen uns eher „Tartarenmeldungen“, die die Angst vor barbarischen Horden und vertierter Grausamkeit schüren. Daß das „Dach der Welt“ ein Land der Träume für die Europäer darstellt, brauche ich nicht besonders hervorzuheben. Immerhin wechseln sich auch hier die Aussagen der Bilder ab, und die Begeisterung für die mystischen Klöster und die sie bewohnenden Mönche („Groß ist das Geheimnis der Lotusblüte“) verhindert nicht durchweg einen Realismus, mit dem auch die gewalttätigen Seiten dieser Mystik dargestellt werden. Übrigens ist auch hier immer wieder ein Ort für Humor und Distanznahme, etwa wenn Tibeter als Matrosen fungieren, die das Schiff deshalb nicht beschmutzen, weil sie haarscharf über dem Boden fliegen können. Während der Zeiten des Kalten Krieges, aber auch schon zuvor, mußte man nicht erst Angst vor Völkerschaften am Rande des chinesischen Reiches haben, die Chinesen selbst waren als „Gelbe Gefahr“ Gegenstand westlicher Paranoia. Allen voran der bereits 1912 erfundene diabolische Doktor Fu Manchu, der seinen

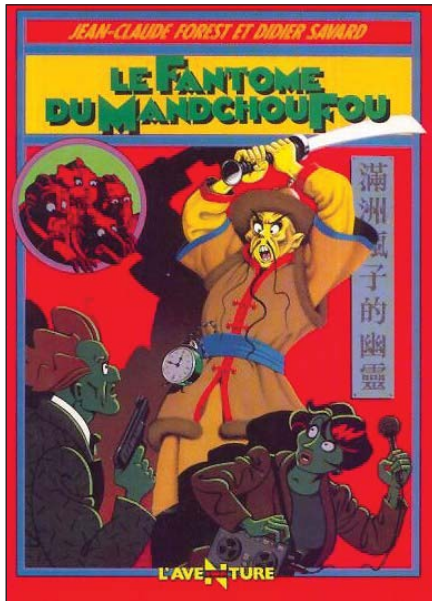


Abb. 3

Haß gegen die sogenannten „Weißen“ mit Fantasien zur Welteroberung verband; Fu Manchu kehrt wieder in Filmen (zum Beispiel mit Christopher Lee) der 60er Jahre, und auch der Comic kennt den Typus des Wahnsinnigen, eine Gefahr für den Weltfrieden darstellenden Chinesen in vielen Variationen. Doch erfreulicherweise fehlt es auch in diesem Bereich nicht an Humor (der allerdings erst in den 80er Jahren zutage tritt): der „irre Mandschu“ (ein französisches Wortspiel – le Mandchou fou – Fu Manchu) hat einen unterirdischen Gang zwischen Peking und der Pariser Metro angelegt, über den die Invasion Europas erfolgt. Es ist übrigens interessant, den Prozeß zu verfolgen, wie die Chinesen gelb wurden. In den frühen Berichten europäischer Reisender werden sie noch durchweg als „weiß“ beschrieben, und es bedurfte erst der Erfindung der Rassen im 19. Jahrhundert, um auch ihnen eine Farbe zu verpassen. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts schließlich glaubten die Chinesen selbst, gelb zu sein, und diese Farbe

wurde zu einem Vehikel ihrer neu erfundenen Identität.

Die Idee der Gelben Gefahr ist nicht nur ein Kind des kalten Krieges: in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelangten zahlreiche Chinesen nach Amerika, wo sie bestimmte Elemente ihrer früheren Siedlungsweise bewahrten. Das waren die Chinatowns, ein für den Nichtchinesen undurchdringliches Labyrinth mit fremdartig gekleideten Menschen, die in einer Welt aus unverständlichen Zeichen lebten und sich in Geheimgesellschaften organisierten. Diese „unbeeindruckbare Rasse“ (the unimpressible race, wie ein Chinesenfeind in San Francisco sie nannte) war unversehens ganz nahe gerückt; doch anstatt daß diese Nähe sie vertrauter gemacht hätte, wurden sie nur umso exotischer. Viele Comics schildern diese Welt des „Fremden im Eigenen“ mit Schauer, allerdings finden wir auch einige wenige Beispiele der Sympathie (häufig in Gestalt von Freundschaften zwischen Ausgestoßenen), gerade in der jüngeren Zeit, die kulturelle Vielfalt nicht nur als bedrohlich empfindet. Erst in jüngster Zeit ist auch ein Comic wie „Chinaman“ überhaupt denkbar geworden, der von einem Kung-Fu-Kämpfer handelt, der sich im San Francisco der 1870er Jahre auf seinen steinigen Weg begibt, um sowohl von dem Druck seiner Landsleute (hier dem Boß der chinesischen Geheimgesellschaft) als auch vom Rasismus der nichtchinesischen Amerikaner freizuwerden. Das ist ein großartiges Dokument eines privaten Wegs zur Freiheit.

Doch das „Reich der Zeichen“ bleibt beinahe undurchdringlich. Comiczeichner haben die verschiedensten Wege eingeschlagen, um die merkwürdigen Schriftzeichen in ihre Bilder einzubauen: manche erfinden Fantasiezeichen, und wir gewinnen den Eindruck, daß es in den meisten Fällen gerade diejenigen sind, die sich auch sonst nicht viel um realistische Wiedergabe scheren; andere unternehmen

>>

Auf nach China!

... und dort mitreden können

KURSE UND VERANSTALTUNGEN
RUND UM CHINA:

● WWW.KONFUZIUSINSTITUT-LEIPZIG.DE



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院

Das Institut für chinesische Sprache und Kultur

Otto-Schill-Straße 1 / 04109 Leipzig

Telefon 0341 / 97 30 390

E-Mail info@konfuziusinstitut-leipzig.de

den Versuch, die Zeichen mühevoll nachzupinseln, und das gelingt je nach Begabung des Zeichners: der große Hugo Pratt („Corto Maltese“) hat zwar ein oder zwei Striche vergessen, doch seine Pinselführung verrät sein umfassendes graphisches Talent. Andere wiederum setzen einfach irgendwelche Zeichen ein, wohl in der Meinung „lesen kann sie ja wohl ohnehin niemand“, und so kommt es, daß ein Bösewicht seinen Überfall mit den Worten „*Zhongguo zhizao*“, „Made in China“, einleitet. Es gibt auch ganz vorbildliche Verwendungen der chinesischen Schrift, angefangen bei Hergés „Blauem Lotus“ – hier und in anderen Fällen hat sich jemand – vielleicht sogar mit Hilfe eines Sprachkundigen, wie es bei Hergés chinesischem Freund Zhang Zuoren der Fall war – die Mühe gemacht, sowohl Inhalt als auch Form der Zeichen authentisch nachzubilden. Für die meisten von ihnen mag das unerheblich sein, doch der Sinologe erfreut sich eben an solcher Raffinesse. Das ist halt unser kulturelles Kapital. Anleihen werden nicht nur bei chinesischen Schriftzeichen gemacht: eine Vitrine zeigt Ihnen ein paar Beispiele: die Anlehnung an chinesische Farbholzschnitte (manchmal sind es auch japanische, aber das sind Feinheiten), die Übernahme von Darstellungsweisen aus den sogenannten „Kleinmännlein-Büchern“, *xiaoren shu*, bebilderte Texte ohne Panelaufteilung (also keine modernen Comics), die in der Tat während vieler Jahrzehnte die Hauptlektüre des Kleinen Mannes in China waren. In einem Fall haben wir sogar eine kulturelle Übersetzung vor uns; wenn nämlich der chinesische Volksroman *Shuihuzhuan*, deutsch bekannt als die „Räuber vom Liangshan-Moor“ in eine orientalisierende, aber gleichwohl nicht chinesische Umwelt übertragen wird.

Entspricht also das Bild Chinas und der Chinesen dem Bild, das die vornehme Lady sich in Oliver Goldsmith's fiktiven Briefen eines Chinesen aus London von China machte? Ich

glaube eher nicht. Schön widersprüchlich sind nämlich die Bilder der Comics von China und den Chinesen, so widersprüchlich wie die China-Bilder des Westens überhaupt. Auf der einen Seite die unüberwindlichen Kung-Fu-Helden, auf der anderen die bejammernswerten Opfer der japanischen Invasion. Auf wieder einer Seite die „Gelbe Gefahr“ und die urigen und brutalen Naturburschen der Steppenvölker, auf der anderen die weisen, alten Männer mit ihrer Bonhomie, die reine Menschlichkeit verkörpert. Sogar ihre Frauen können von einem Augenblick zum anderen von einer bedrohlichen Inkarnation der Gelben Gefahr zum Objekt der erotischen Begierde werden. Es macht auch nicht viel aus, wenn wir ihre Schrift nicht verstehen – das schmerzt höchstens den Sinologen – und auch, daß wir über sie lachen können, muß nicht unbedingt gleich Grund zur Entrüstung sein: solange wir in China und den Chinesen so viele unterschiedliche Facetten entdecken können, solange bleiben sie komplex und ein Gegenstand unserer Wißbegierde. Und etwas Besseres können wir uns und den Chinesen gar nicht wünschen. ■

Vortrag gehalten am 9. Oktober 2009 im Rahmen der Vortragsreihe „Konzept China Wissen“ des China-Instituts an der Universität Frankfurt

Abbildungen

- 1.) Guy Delisle, Shenzhen (www.reprodukt.com)
- 2.) Hergé, Tim und Struppi: Der Blaue Lotus (www.carlsen.de)
- 3.) Jean-Claude Forest, Le fantôme du Mandchou fou (www.bedetheque.com)

Michael Lackner ist Professor am Lehrstuhl für Sinologie an der Universität Erlangen-Nürnberg.

Ein paar käfiglose Vögel und Zikaden

von Malina Becker

Nackt stehen ein Mann und eine Frau vor verschneiderter Landschaft. Zu sehen sind nur wenige Zentimeter ihrer Körper, die langen dunklen Haare zerzausen im Wind und nur der Arm jedes Einzelnen streckt sich vor dem schwarz-weißen Hintergrund dem anderen entgegen, umschließt die vertraute Hand, verbindet das Paar. Leidenschaft und Kälte, Nähe und Distanz, Natur und Mensch kommen in dieser eindringlichen Fotografie zusammen. Gesehen hatte ich sie noch in Deutschland in einem Buchband über chinesische Fotografie und mir damals fest vorgenommen, dieses Werk eines Tages im Original zu sehen. Eine japanische Fotografin namens *inri* und ein chinesischer Fotograf namens *RongRong* hatten diese Aufnahme als Teil einer Fotoserie in Japan gemacht. Nun lebten sie in Beijing und haben eine Galerie für Fotografie und Videokunst im Viertel *Caochangdi* eröffnet. Dass diese Galerie eines meiner ersten Ziele in Beijing sein würde, als ich im Sommer 2008 dort ankam, war demnach klar. Was wir mit diesem Vorhaben auf uns nahmen, war meiner Schweizer Freundin und mir noch nicht klar, als wir an einem schönen Herbsttag aufbrachen nach *Caochangdi*.

Vom Westen der Stadt weit in den Nordosten wollten wir kommen. Wer schon mal in Beijing war, weiß dass dies kein einfaches Unterfangen ist. Wie oft habe ich mir in meiner Zeit dort Leipziger Dimensionen und ein Fahrrad gewünscht. Stattdessen winkten voll beladene Busse mit Handygebrüll, TV-Werbung und Ellbogen im Rücken. Es ist jedoch erstaunlich, wie schnell man eine gewisse Resistenz gegen den Lärm aufbaut, es schafft, grelle Fernsehshows fast auszublenden und seine

eigene Ellbogentaktik entwickelt, während man „*Xia che, xia che*“ schreiend dem Ausgang entgegen drängt. Man genießt den Unterhaltungswert, der von sich streitenden Pärchen ausgeht, und späht mit einem Auge auf die Playstation Portable des Nebensitzers. So kamen wir, gut unterhalten, mit der Metro in *Dongzhimen* an, eine der Vorzeigestationen der Stadt, da hier der Flughafen-Express ankommt und oberhalb der Station schicke Firmensitze und Shoppingtempel das Straßenbild prägen. Große Leinwände zeigen die Nachrichten des Tages an. Ein Mann will uns Trockenfrüchte von seinem Fahrradladen verkaufen, wir fragen ihn im Gegenzug, wo unser Bus abfährt. Die Menschen, die hier den ganzen Tag stehen, verkaufen, das Leben beobachten und mit Kunden quatschen, sind meist die zuverlässigsten, und so schickt er uns in Richtung Großbaustelle davon. Wir sind leicht skeptisch, doch als wir um die Ecke des Bauzauns laufen, gut aufpassend, dass wir nicht von einem Mofafahrer „mitgenommen“ werden, da sehen wir auch schon provisorisch aufgestellte Bushalteschilder an der Straßenseite stehen. Ein vom Beijinger Wind umgewehter Bauzaun erschlägt uns fast, so eilen wir in Richtung sichere Haltestelle und Bus.

Der Bus ist einer von der älteren Sorte: wenige Sitze, quietschender Unterbau und eine Motorhaube, die ein Viertel des gesamten Gefährts einnimmt. Die fehlende Klimaanlage wird durch offene Fenster ersetzt, Wind und Staub pusten einem ins Gesicht und machen es unmöglich, sich zu unterhalten, ohne heiser zu werden. Mit großer Anstrengung und einigem Rütteln legt der Busfahrer den Gang

ein und fährt los. Wir setzen uns in seine und des Fahrplans Nähe, um ja nicht die Haltestelle zu verpassen. Zur Sicherheit frage ich beim Busfahrer nach, ob dies auch wirklich der Bus nach Caochangdi ist. „Hm Hm... Caochangdi, jaja, das liegt auf dem Weg.“ Zufrieden, dass er mich mit meinem noch sehr holprigen Chinesisch verstanden hat, nehme ich wieder meinen Sitz in diesem recht leeren Bus ein und sehe Hochhäuser, kleine Parks, Fahrräder und chuanr-Stände vorbeirauschen. Große Hotels und ausländische Firmensitze wechseln sich ab mit Wohngebieten, in denen alle Häuser gleich aussehen. Wangjing, das koreanisch geprägte Viertel, liegt rechts von uns und einige junge Menschen in Schuluniform verlassen den Bus. Der Bus setzt sich wieder in Bewegung, nun säumen Pappeln die mehrspurige Straße.

Die vorbeiziehende Szenerie hat uns in eine Art Trance versetzt, und so muss der Busfahrer mehrmals rufen und uns zum Ausstieg auffordern. Wir hasten aus dem Bus, nur um festzustellen, dass, hätte der Busfahrer uns nicht Bescheid gegeben, wir hier wohl eher nicht ausgestiegen wären. Wir befinden uns an einer vierspurigen Autobahn im Nirgendwo. Kleinwagen rasen an uns vorbei, ein paar Bäume trotzen dem Smog und wir fühlen uns ganz klein und verloren. Hier soll nun die Kunstgalerie sein, das Mekka der chinesischen Fotokunst, Heimstätte von Schönheit und Ästhetik? Ein weiterer Bus nähert sich der Haltestelle und ich spreche den Busfahrer an. Er gibt uns zu verstehen, dass wir hier richtig seien und einfach dort vorne hinter der Brücke einbiegen sollen, dort sei Caochangdi. Wir marschieren in die gedeutete Richtung, doch statt auf Kunstviertel treffen wir auf Autowerkstätten und amüsierte Arbeiter, die sich fragen, was uns in diese Gegend verschlagen haben könnte. Warum haben wir auch keine Karte mitgenommen? Und uns so naiv auf die Routenangabe von bjbus.com verlassen, in dem Glauben, dass das Viertel

Caochangdi schon nicht so groß sein wird und es zudem immer Menschen gibt, die man nach dem Weg fragen kann? Die gibt es auch, nur die Galerien, die hier liegen sollen, scheinen ihnen gänzlich unbekannt zu sein. Caochangdi ist eben nicht wie das Kunstviertel 798, wo sogar in Kunst nicht sonderlich bewanderte Studenten finden, man an jeder Ecke einen *latte maqi yaduo kafei* (Latte Macchiato) bekommt und im Sommer 2009 das erste größere Elektronikfestival Chinas stattfand, welches durch Shuttle-Busse mit der Innenstadt verbunden war. Für Caochangdi kann man dies noch nicht erwarten. Ein wenig entmutigt stehen wir am staubigen Straßenrand und wägen die Chance ab, zufällig durch Weiterlaufen auf das Kunstviertel zu stoßen. Da mein überoptimistischer Vorschlag von meiner Mitstreiterin nicht gerade enthusiastisch aufgenommen wird, strecken wir den Arm aus, um ein Taxi anzuhalten. Der Taxifahrer winkt uns ins Auto und wir nennen ihm unser Ziel. Zum Kunstdistrikt und zu Galerien wollen wir, ah ja, das kennt er. Mehrere Male wiederhole ich „Caochangdi, Galerien, Kunst anschauen“ und er nickt eifrig und sagt „Kunst, Galerien, viele Galerien“. Ich bin mir nicht sicher, ob wir vom gleichen Ort sprechen, der Bekanntheitsgrad der Caochangdi Galerien sprach bisher nicht für sie, und nach kurzem Hin und Her mit dem Taxifahrer stellen wir auch hier fest, dass unser mit ihm zu erreichendes Ziel nicht der Kunstdistrikt von Caochangdi gewesen wäre, sondern das nicht weit entfernte 798 Viertel. Enttäuscht winken wir ab und er macht sich Richtung Innenstadt davon. Wir begeben uns zur nächsten Bushaltestelle. Zumindest auf die Existenz von Haltestellenschildern kann man sich noch verlassen und das baldige Kommen des Busses stimmt uns positiv. Dem freundlich grinsenden Busfahrer würde ich am liebsten um den Hals fallen. Wo hat dieser Mann sich die letzten Stunden versteckt? Er kennt tatsächlich die Caochangdi Galerien, nur bei ihm sollten wir nicht einsteigen,

sondern lieber den Bus in die entgegengesetzte Richtung nehmen. Wir können unser Glück kaum fassen, als wir kurz darauf aussteigen und tatsächlich Schilder mit Galerienamen entdecken, die lustig in alle möglichen Richtungen zeigen. Three Shadows Photography Art Centre (<http://www.threeshadows.cn/>), here we come.



Eine staubige Straße, vollständig mit Schlaglöchern und gesäumt von Gebüsch, führt zu einem Gebäudekomplex im grauen Backsteinstil, entworfen von dem bekannten Künstler und Architekten Ai Weiwei, der auch für das Design des Olympiastadions in Beijing verantwortlich zeichnet. Ruhig ist es im Innenhof der Galerie, nur ein paar käfiglose Vögel und Zikaden musizieren in den Bäumen. Die Entfernung des Distrikts von den Menschenmassen im Zentrum der Stadt hat auch ihr Gutes. Wir wandern für uns durch die großen Hallen der Galerie und lassen die Atmosphäre der ausgestellten Bilder auf uns wirken. Die Gewinner und Runner Ups des ersten Three Shadows Young Photographer Award sind zu sehen. Der Award soll die neuen Gesichter der zeitgenössischen chinesischen Fotografie vorstellen. Besonders förderungswürdig sind Künstler, die Originalität, Individualität und großes künstlerisches Potential zeigen. Ein Fotograf aus Sichuan namens Adou konnte mit seinen Schwarz-Weiß Aufnahmen von Menschen und Landschaften Chinas den ersten Preis für sich erringen. Beeindruckend sind

seine großen Fotodrucke, die Menschen aller Generationen im ländlichen China zeigen. Schrille junge Hedonisten, Kinder an den neuen Ufern des Yangtse, heimatlose Wanderer und düstere Stilleben bevölkern die weiteren Hallen der Galerie und zeigen uns die Vielfalt und den Einfallsreichtum der chinesischen Fotografenwelt. Vom letzten Ausstellungsraum



kommen wir in den kleinen Buchladen, der viele schöne Bücher und Karten chinesischer Künstler bereithält. Hier endlich sehe ich eine Postkarte mit dem Bild inris und RongRongs. Die muss es tun, das Original des Bildes scheint woanders zu weilen. Ein paar Tische und Stühle laden zum Kaffeetrinken und Buchstöbern ein. Auch wir bestellen uns einen Kaffee bei der netten Dame hinter der Theke und wollen uns schon auf einer der Holzbänke im Hof niederlassen, als ein junger Mann ankommt und darauf besteht, Stühle und Tisch für uns draußen aufzustellen. Als wir endlich glücklich auf die Holzstühle plumpsen und uns beim Kaffee die Sonne auf die Nasen scheinen lassen, da sind wir wieder im Reinen mit Beijing, dem Verkehrschaos, dem fehlenden Originalwerk und dem nicht ausreichend vorbereiteten Selbst. ■

Malina Becker studiert Sinologie, Kunstgeschichte und Kommunikations- und Medienwissenschaften an der Universität Leipzig.

Im Gespräch mit Helmut Asche

„Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen!“

Herr Asche, die VR China wird in den Medien bezüglich ihres Engagement in Afrika des Öfteren als „neuer Kolonialherr Afrikas“ bezeichnet. Wie kommt dieser Diskurs in den Medien zustande und wie bewerten Sie diese Bezeichnung?

Dieser Diskurs ergibt sich aus der Tatsache, dass Chinas Interessen in Afrika in erster Linie auf Öl und mineralische Rohstoffe abzielen. Hinzu kommen die problematischen Arbeitsbedingungen, die ein solches Bild in den Medien erzeugen. Was die Bewertung betrifft: China ist im Rohstoffhandel ein Nachzügler. Im Bereich Öl und mineralische Rohstoffe hatte China nie die besten Konzessionen sondern musste eher sehen, wo es seinen Platz findet. Eine Kolonialmacht war China in Afrika nie und wird es auch nie sein.

Warum wird dann den Chinesen so etwas vorgeworfen?

Dafür gibt es zwei Gründe. China ist ein neuer Konkurrent, den man lange unterschätzt hat. Seine Zuwächse im China-Afrika Handel sind so extraordinär, dass der Westen natürlich alarmiert ist. Zweitens – und hier ist ein berechtigter Punkt der Kritik – ist China als Nachzügler gezwungen, mit Regierungen zusammenzuarbeiten, die in der internationalen Gemeinschaft nicht die besten Reputationen haben, um es milde auszudrücken.

Wie bewerten Sie den Vorwurf an China, westliche Standards der Entwicklungszusammenarbeit zu unterminieren und der Entwicklung von Menschenrechten und Demokratie bzw. good governance im Wege zu stehen?

Daran ist richtig, dass sich China bislang nicht in das westliche Entwicklungshilfesystem eingefügt hat und dies auf absehbare Zeit auch nicht tun wird. China könnte hinsichtlich seines partizipativen Vorgehens sehr viel von den westlichen Geberländern und Organisationen lernen. Bei der Frage, ob China westliche Standards unterminiert, muss jedoch auch die westliche Position mitgedacht werden. So problematisch die chinesische Zusammenarbeit mit den besagten Ländern ist, so stellt sich bei näheren Untersuchungen immer heraus, dass die westliche Politik keineswegs so eindeutig von Menschenrechtsstandards geleitet ist wie gern angenommen wird. Also wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen.

Wie schätzen Sie die Konkurrenzfähigkeit der Chinesen auf dem afrikanischen Kontinent ein?

Als Nachzügler versucht China natürlich, das Beste aus seinem gemischtwirtschaftlichen System zu machen. Das heißt, es wendet beispielsweise bei der Unterstützung von Investitionen seiner Staatsbetriebe, halbstaatlicher Betriebe, aber auch privater Firmen

staatliche Entwicklungskredite an. Dies wäre bei uns unmöglich. China ist so in der Lage, Aktivitäten zu subventionieren, die ihm strategisch interessant erscheinen, unabhängig von der Rechtsform des jeweiligen Unternehmens. Der Westen hat keine Staatskonzerne, die mit solch geringen Rentabilitätsmargen arbeiten können. Dieser offensichtliche Systemunterschied sollte im Westen zum Anlass für Diskussionen genommen werden - etwa, um in Deutschland über eine Reform der Privatwirtschaftsförderung zu reden, die mit den Chinesen mithalten kann, ohne sie zu imitieren. Wobei letzteres ohnehin nicht möglich wäre. Auch im Bereich der Entwicklungshilfe wird sich durch den verstärkten Auftritt der Chinesen mehr Wettbewerb entwickeln. Wer schneller, preiswerter, qualitativ hochwertiger liefert, wird sich besser durchsetzen können. Bei Kategorien wie Schnelligkeit und der Kostenfrage liegen die Chinesen vorne. Was Qualität und Partizipation bzw. Einbettung angeht, liegt der Westen vorne. Die Dimension Wettbewerb wird in Afrika in Zukunft also eine größere Rolle spielen.

Könnte es durch das chinesische Engagement in Afrika zu einer Bedrohung der Versorgungssicherheit an mineralischen Rohstoffen und Öl im Westen kommen?

Nein. Öl, Gas und mineralische Rohstoffe sind davon nicht betroffen. Diese Frage lässt die globale Interdependenz außer Acht. Dass China so stark an Kupfer, Platin, Aluminium usw. interessiert ist, ist doch im wesentlichen Ausdruck davon, dass China die Werkstatt der Welt für Produkte ist, die hauptsächlich der Westen von China abkauft.

Was für Motivationen sehen Sie hinter Chinas Engagement in Afrika? Was für eine Rolle spielt das außenpolitische Interesse der Isolierung Taiwans?

Die Ein-China-Politik spielt heutzutage nur noch eine geringe Rolle. Nur noch drei afrikanische Länder erkennen Taiwan an. Das strategische Rohstoffinteresse steht hier viel mehr im Mittelpunkt. Hinzu kommt, dass chinesische Unternehmen sowie die chinesische Staatsführung das Potenzial afrikanischer Märkte anders einschätzen als der Westen. China lässt sich von der Tatsache nicht demotivieren, dass Afrikas Anteil am Welthandel und an den weltweiten Investitionen momentan lediglich 2% beträgt. Im Gegenteil, China betrachtet gerade dies als Chance für die Zukunft, sich auf dem afrikanischen Markt mehr zu engagieren.

Glauben Sie, dass das chinesische Modell der Entwicklungspolitik für afrikanische Länder als Vorbild dienen kann?

Seit zweieinhalb Jahrzehnten hat der Westen versucht Afrika, ein marktliberales, wenn nicht marktradikales System aufzuzwingen. Dies hat in keinerlei Hinsicht zu einer Steigerung der Konkurrenzfähigkeit von afrikanischen Ländern im Welthandel geführt. Das chinesische Modell, das auf einer sukzessiven und gut überlegten Liberalisierung beruht, kann hier durchaus für afrikanische Länder an Attraktivität gewinnen. China hat zuerst seine wesentlichen Schritte in der Entwicklung der Leicht- und Schwerindustrie vollzogen und ist erst 2001 der WHO beigetreten. So konnte es vermeiden, sich bei einem verfrühten Eintritt in die WHO auf Festlegungen bezüglich Libera-

lisierung einzulassen, die der einheimischen Industrie schaden könnten.

Wenn es im Interesse Chinas sein sollte, das eigene System in afrikanischen Ländern zu propagieren, schließt dies nicht das Prinzip der Nichteinmischung aus, auf das sich China beruft? Anders gefragt, gibt es überhaupt das Prinzip der Nichteinmischung bzw. muss China in Afrika politisch aktiver werden?

China ist politisch aktiver, als es an der Oberfläche zu erkennen gibt. Im Maße wie die chinesischen Investitionen nach Afrika zunehmen, muss China an stabilen politischen Verhältnissen interessiert sein. China hat bereits angefangen, sich ganz anders in die Darfur-Frage einzumischen als zu Beginn. Auch trug es maßgeblich dazu bei, dass Robert Mugabe und Morgan Tsvangirai in Zimbabwe zusammen in Verhandlungen gingen. Diese politische Aktivität wird sich immer weiter ausweiten.

Beruhet dies auf einem öffentlichen Druck des Westens?

Im Zusammenhang mit den olympischen Spielen hat dies vielleicht eine gewisse Rolle gespielt. Der Hauptfaktor ist jedoch Chinas Eigeninteresse an stabilen Verhältnissen bei seinen immer wichtiger werdenden afrikanischen Partnern.

In einem Artikel der Deutschen Welle war folgendes Zitat von Wen Pinghe zu lesen: „China hat die US-Initiative zu Sanktionen gegen den Sudan blockiert. Dann folgern sie, China interessiere sich nicht für die Menschenrechte in Darfur. Da fehlt die Logik. Dass wir gegen Sanktionen sind, bedeutet doch nicht, dass uns die Menschenrechte egal sind.“ (<http://www.dw->

[world.de/dw/article/0,2144,2334378,00.html](http://www.world.de/dw/article/0,2144,2334378,00.html)) Er kritisiert, dass die UNO noch keine „endgültige Definition“ für das „Problem Darfur“ geliefert habe. Wie bewerten Sie diese typische chinesische Sicht auf das Problem?

Er ist unaufrichtig in der Hinsicht, dass China durchaus entschlossener in der Darfur-Frage Position beziehen könnte. Sie könnten selber dazu beitragen, eine eindeutige Kritik an der sudanesischen Regierung zu formulieren. Das Zitat zeigt jedoch, dass die Chinesen sich meisterhaft darin verstehen, die Unklarheiten des Westens im Umgang mit dem Sudan auszunutzen. Der Westen ist in der Darfur-Frage ausgesprochen unklar, der US-Geheimdienst hat nie die Zusammenarbeit mit dem sudanesischen Geheimdienst eingestellt. Die einfachen möglichen Sanktionen sind nie wirklich durchgesetzt worden. Also die Kritik am Westen ist berechtigt. Dennoch sollte China zu dem Problem dann auch stärker Stellung beziehen.

Abschließend noch zwei Fragen zu den afrikanischen Perspektiven: Wie viele Chinesen halten sich momentan in Afrika auf? Wie steht es um die Integration der chinesischen Bevölkerung?

Sowohl chinesische Schätzungen als auch unsere haben gezeigt, dass ungefähr eine Million Chinesen in Afrika tätig sind. Die Frage nach der Integration von Chinesen ist erst teilweise erforscht. Es ist richtig, dass Chinesen im Gegensatz zu indischen Bevölkerungsgruppen seltener die Nationalität des Gastlandes annehmen und stärker auf Formen der Pendelmigration zurückgreifen. Die Integration ist also geringer. Dies scheint sich aber auf Dauer zu ändern. Es ist abzuwarten, ob sich mit dem sich intensivierenden Handel zwischen China und Afrika auch die Integration verstärken wird.

Wie werden die Chinesen in Afrika wahrgenommen?

Es gibt einen großen Wahrnehmungsunterschied. Die afrikanischen Regierungen stellen so gut wie ausschließlich die positiven Aspekte der chinesisch-afrikanischen Zusammenarbeit in den Vordergrund. Je weiter man jedoch in der sozialen Pyramide hinabsteigt, umso kritischer werden die Stimmen. Gründe hierfür sind beispielsweise die Arbeitsbedingungen oder die Importkonkurrenz. Dies zeigt, dass die Zusammenarbeit zwischen China und Afrika nicht automatisch positiv ist, sondern einer aktiven wirtschaftspolitischen Gestaltung seitens der afrikanischen Regierungen bedarf. Die chinesische Regierung gestaltet ohnehin aktiv, die afrikanischen Regierungen müssten dies auch tun. ■

Vielen Dank Herr Asche!

Das Interview führten Jacob Tischer, Frank Andreß und Till Ammelburg.
(Leipzig, 9. Dezember 2008)



Helmut Asche (geb. 1951) ist Professor für Wirtschaft und Politik in Afrika sowie Geschäftsführender Direktor des Instituts für Afrikanistik an der Universität Leipzig. Nach Tätigkeit an der FU Berlin mit Forschungsaufenthalt u.a. in Ostasien sowie bei der Carl-Duisberg-Gesellschaft, arbeitete er seit 1985 für die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), die größte Durchführungsorganisation der Bundesregierung für Entwicklungshilfe. Von 1986 bis 1998 war er als volkswirtschaftlicher und sozialpolitischer Regierungsberater in Burkina Faso, Ruanda und Kenia tätig. Seit 2000 war er in der GTZ-Zentrale in Eschborn Bereichsvolkswirt für Afrika südlich der Sahara und leitete eine Gruppe mit fachlichen und entwicklungspolitischen Querschnittsaufgaben für Afrika.

Die Gewissheit, mein Leben außerhalb Deutschlands einzurichten

von Jens Hildebrandt



Täglich wende ich in meiner Arbeit die Werkzeuge aus meinem Sinologiestudium in Leipzig an. Ich rede mit Kollegen, Mitarbeitern und lokalen Behörden auf Chinesisch und unterstütze deutsche Unternehmen Konflikte zu lösen, die oftmals interkultureller Natur sind. Mich hat es an die Deutsche Auslandshandelskammer in Guangzhou verschlagen. In der 10-Millionen Einwohner Metropole im Süden Chinas lebe ich nun schon seit zirka 3 Jahren und bin mit einer Chinesin verheiratet, die ich im Sinologiestudium in Leipzig kennen gelernt habe. Sprache und Kulturverständnis sind Basisinstrumente, die mir das Leben in einem Land wie China erleichtern. Sie sind nicht zwingend notwendig, öffnen jedoch die Tür zum Herzen der Menschen. Das allein reicht allerdings nicht aus, um im Berufsleben zu bestehen. Hierfür ist mehr Handwerkszeug erforderlich. Die Aneignung dieser und anderer Werkzeuge vollzog sich bei mir in mehreren Etappen.

Das Studium in Leipzig begann ich mit den Fächern Politikwissenschaft, Geschichte und Sinologie. Später ließ ich die Geschichte zugunsten Chinas fallen. Aus Interesse hatte ich Politik gewählt - nach meiner Zeit bei der Bundeswehr wollte ich meine Zukunft auf den Bereich Sicherheitspolitik und internationale Beziehungen ausrichten. Mein Politikstudium sehe ich heute in einem ambivalenten Licht – viel trockene Theorie und zielloses Gerede auf der einen Seite, gute Einblicke in die Struktur und Funktion von Gesellschaft, Politik und Volkswirtschaft auf der anderen. Als Werkzeug für die Zukunft blieb, fein ausgedrückt, hängen: „*Wie verwandle ich Altmittel in Gold.*“ Ich habe dort denken gelernt. Die Jahre nach meinem Magistererwerb haben für mich gezeigt, dass die Handhabung dieses Instrumentes für einen Generalisten, der ich nun mal nach diesem Studium bin, von grundlegender Wichtigkeit ist. Schnelles Einarbeiten in und Verstehen von unbekanntem Themen ist eine Stärke, mit der fehlende Fachkenntnisse wettgemacht werden können.

Zurück zur Sinologie: Ehrlich gesagt, hatte ich bei Studienbeginn keine Ahnung von China. Kalligraphien und Kung-Fu ließen mich kalt und asiatische Kultur kannte ich nur von einem Kurzbesuch in Japan. Die Entscheidung für Sinologie fiel aus rein pragmatischen Gründen und zwar nach dem Motto: „*Ich muss etwas studieren, was mich von anderen Studenten später bei der Jobsuche unterscheidet.*“ Mit dem Fach Sinologie war das Mitte der Neunziger Jahre noch der Fall.

Meine erste Chinareise wurde gleich zu einem zweijährigen Aufenthalt. Ein Jahr war mir 2000 in Beijing an der Yuyan Xueyuan mit einem Vollstipendium des DAAD vergönnt. Gleich darauf ging es weiter an die Hongkong Baptist

University, um dort im Rahmen eines neu geschaffenen Austauschprogramms zwischen den Politik- und Sinologieinstituten der Uni Leipzig mit dem dortigen Politikinstitut Internationale Beziehungen mit Asien Schwerpunkt für zwei Semester zu studieren. Das China, das ich in beiden Städten kennen gelernt habe, hätte unterschiedlicher nicht sein können. In Beijing brachten die Bauern mit Pferdewagen auf dem fünften Ring noch ihr Gemüse auf die Frischmärkte und in Hongkong zahlte man bereits in U-Bahn, Taxi und manchen Läden alles mit der elektronischen Octopus-Karte.

Neben einigen tiefen Freundschaften mit Festland- und Hongkongchinesen gewann ich aus dieser Zeit vor allem die Gewissheit, dass ich mein Leben außerhalb Deutschlands einrichten kann. Was ich aus diesen zwei Jahren mit nach Hause nahm, waren Offenheit, Toleranz, ordentliche Chinesischkenntnisse sowie ein Verständnis dafür, was die Menschen und dieses Land vorantreibt. Hinzu kam, dank der Hongkonger Universität, die Erfahrung, dass ein Studium mit klar definierten Leistungszielen für mich das bessere System ist. Außerdem habe ich seit dem einen Narren an der chinesischen Küche gefressen – diesen Narren werde ich bis heute nicht mehr los. Zurück in Leipzig legte ich während des Hauptstudiums dann noch Praktika beim Auswärtigen Amt in Berlin und am Jimmy-Carter-Center in den USA ein. Eine Zeit lang jobbte ich bei einem chinesischen Unternehmen im MaxicoM. Hier verstand ich, was *Guanxi* wirklich bedeutet und wie geschickt sie von chinesischen Geschäftsleuten angewandt wird. Kurz vor Studienende lernte ich meine Frau kennen. Etwa zeitgleich erhielt ich, nach bestandem Assessmentcenter, ein Angebot von einem der deutschen Sicherheitsdienste. Nach längerem Überlegen lehnte ich ab. Mein Ziel im Bereich Sicherheitspolitik tätig zu werden, gab ich auf.

Meine Bewerbungen für Traineeprogramme, die ich an Unternehmen schickte, blieben unbeantwortet. Mir fehlten die Werkzeuge der Wirtschaft. Ich hatte kein Praktikum in der Unternehmenswelt vorzuweisen und außer den Sprachkenntnissen, versprühte mein Lebenslauf für die Personalentscheider der Unternehmen keinerlei Attraktivität. Nach kurzer Projektarbeit für das Deutsche Rote Kreuz entschied ich mich, durch die Erfahrung einer Freundin bestärkt, ein praxisbezogenes und projektorientiertes MBA-Studium an der Steinbeis Hochschule Berlin anzutreten. Für zwei Jahre arbeitete ich Vollzeit bei der Business School und war dort für den Aufbau des Chinageschäfts zuständig. Im Rahmen des Studiums gab man mir das wirtschaftliche Grundwissen von beispielsweise Projekt-, Vertriebs-, Marketing- und Finanzmanagement an die Hand und ließ mich für die Projektumsetzung nach Beijing ziehen. Heute, als Geschäftsführer des Dienstleistungsunternehmens der AHK Guangzhou, benötige ich sämtliche Werkzeuge aus den vorhergehenden Lebensabschnitten. Mit diesen Mitteln in der Hand kann ich das Parkett der Wirtschaft, der Politik und der Gesellschaft mit sicherem Schritt begehen. Es macht einen Heidenspaß, all das anwenden und kombinieren zu können, was ich bisher lernen durfte. Würde ich noch einmal Sinologie studieren? Ja, aber nur in einer sinnvollen Kombination mit anderen Fächern. Sinnvoll ist es, frühzeitig eine mögliche Jobrichtung zu identifizieren und diese mit gezielten Praktika anzusteuern. Ich bin froh darüber, jetzt in China sein zu dürfen. Das ‚Asiatische Jahrhundert‘ wird es, meiner Meinung nach, geben und sein Schwerpunkt wird in China liegen. Die meisten Möglichkeiten für mich, beruflich gesehen, werden wohl hier liegen. ■

Gold für die Menschenrechte? – Aspekte der Chinaberichterstattung während der Olympischen Spiele in Peking

von Michael Poerner

Massenmedien und Verantwortung

Massenmedien, also Print- und elektronische Medien, haben einen grundlegenden Einfluss auf die Meinungsbildung in einer Gesellschaft. Je häufiger etwa über ein Thema berichtet und je prominenter es präsentiert wird, desto wichtiger erscheint es in den Augen der Bevölkerung. Indem manche Themen besonders hervorgehoben, andere dagegen vernachlässigt werden, legen Massenmedien fest, welche Probleme in der öffentlichen Meinung als prioritär und welche als eher sekundär einzustufen sind. Dieser Gedanke mag zunächst etwas trivial erscheinen, ist aber von elementarer Bedeutung. Wenn Massenmedien einen entscheidenden Beitrag zur Realitätskonstruktion in einer Gesellschaft leisten, dabei allerdings zwangsläufig selektiv vorgehen, dann kann schwerlich von einer neutralen Transport- und Repräsentationsfunktion die Rede sein. Es stellt sich vielmehr die Frage nach Kriterien und Ausdruck dieser Selektivität, das heißt auf welcher Grundlage und in welchem Kontext, welche Themen auf welche Art und Weise präsentiert werden.

Die Problematik der sinnkonstitutiven Funktion von Massenmedien zeigt sich insbesondere bei der Repräsentation distanter Nationalkulturen, über die in weiten Teilen der Bevölkerung nur begrenzte Wissensbestände vorhanden sind. Da Medienberichterstattung auch ein marktorientiertes Unterfangen darstellt, das sich im eigenen Interesse an Voraussetzungen und Erwartungshaltungen der unmittelbaren Zielgruppe orientiert, sind Möglichkeiten der inhaltlichen Ausdifferenzierung notwendigerweise begrenzt. Im Ergebnis bedeutet dies allerdings

meist eine nur wenig inspirierende und zuweilen intellektuell unterfordernde Konzentration auf bereits ausgangskulturell etablierte Wahrnehmungsmuster, die einen nur geringen Informationswert in Bezug auf die Zielkultur haben und damit nur begrenzt mit der gesellschaftlichen (informativischen) Verantwortung journalistischer Arbeit in Einklang zu bringen sind. Bedauerlicherweise gilt dies in weiten Teilen auch für vermeintlich führende Printmedien, wie in steter Regelmäßigkeit etwa die Berichterstattung über die VR China zeigt.

Das Eigene und das Fremde

Ein instruktiver Zugang zu diesem Themenkomplex stellt eine Auseinandersetzung mit dem Fremdebegriff aus dem Bereich der interkulturellen Fremdeheitsforschung dar. Schließlich verweist der Blick in die Fremde zwangsläufig auf das Eigene zurück. Erst über die Interpretation, etwa von Personen oder Situationen als fremd, gewinnt das Eigene an Kontur. Umgekehrt kann das Andere nur als fremd bezeichnet werden, wenn es im Vergleich zum Eigenen als unterschiedlich wahrgenommen wird. Der Aufbau eines Selbstbildes ist damit gleichzeitig immer auch eine Abgrenzung gegenüber dem Fremden. Dieser Abgrenzungsprozess ist meist mit der bewussten oder unbewussten Tendenz verbunden, das Eigene als bestimmenden Maßstab bei der Beurteilung des Fremden heranzuziehen. Häufig impliziert dies auch eine Abwertung des Fremden zugunsten einer Aufwertung des Eigenen.

Die Wahrnehmung und Interpretation von Andersheit ist in kollektive Deutungs- und Sinnbildungsprozesse eingebettet und nur bedingt subjektiv und individuell strukturiert. Zwar spielen auch individual- und sozialpsychologische Wahrnehmungsmuster eine Rolle, die sich im Laufe der Persönlichkeitsentwicklung herausgebildet haben, oder die sich etwa aus der gesellschaftlichen Stellung einer Person und deren Bildungsgrad ergeben. In erster Linie ist die Interpretation aber immer auch ein Abbild der jeweiligen Einstellungen, Überzeugungen, Weltbilder und Wertsysteme der eigenen Kultur und Gesellschaft. Über diese kollektiven Deutungs- und Sinnbildungsprozesse konstituieren sich entsprechende Fremdeheitsprofile, die notwendigerweise keine realen, sondern eher konstruierte Abbildungen des Anderen sind.

Die Differenziertheit eines Fremdbildes ist in erster Linie abhängig vom Umfang und von der Qualität der zur Verfügung stehenden Informationen. Je mehr Informationen zur Verfügung stehen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit einer verhältnismäßig ausdifferenzierten Sichtweise. Ein geringer Informationsfluss lässt hingegen nur ein vages und ungenaues Wissen zu und setzt damit einer möglichen Differenzierung enge Grenzen. Zu bedenken ist aber auch, dass die Wahrnehmung aller möglichen Aspekte der Welt in maximaler Differenziertheit angesichts der begrenzten kognitiven Möglichkeiten des Menschen nur schwer realisierbar ist. Um handlungsfähig zu bleiben, besteht eine grundlegende Eigenschaft menschlicher Wahrnehmung daher darin, alles Unbekannte und Fremde zunächst in grobe Kategorien einzuteilen. Die Verarbeitung komplexer Informationen erfolgt in Form eines reduktionistischen Wahrnehmungsprozesses, in dessen Folge Vereinfachungen und Verallgemeinerungen vorgenommen werden, die wiederum in übergeordnete Deutungsmuster der eigenen Kultur eingebettet sind.

Fremdbilder zeichnen sich durch historische

Kontinuität aus und gehören zu dem Bereich sedimentierten Wissens einer Gesellschaft, auf das je nach Ausgangs- und Interessenslage – etwa in den Bereichen Literatur oder Massenmedien – wieder Bezug genommen werden kann und das auf diese Weise verstärkt und weiter verbreitet wird. Vorherrschende Fremdbilder konstituieren auf diese Weise eine Art kognitive Grundstruktur in einer Gesellschaft, auf deren Basis Einstellungen und Erwartungshorizonte entstehen können, die nur schwer mit der Realität in Einklang zu bringen sind. Sie sind vielmehr ein Spiegel der Interessenslage bzw. des Selbstverständnisses und verweisen als solche primär auf die Ausgangskultur zurück.

Das Reich des Bösen?

Der journalistische Ausgangspunkt gegenüber China vor den Olympischen Sommerspielen in Peking 2008 war äußerst problematisch. Vor dem Hintergrund der Ereignisse in Tibet im März und April, des Besuchs des Dalai Lama im Mai und des nahezu zeitgleich stattfindenden olympischen Fackellaufs wurde im Vorfeld der Spiele zwar in großem Umfang über China berichtet. Es handelte sich dabei allerdings im Wesentlichen um eine Fortsetzung der bisherigen Berichterstattung, die in erster Linie von einer starken Akzentuierung der Themenbereiche Einparteiendiktatur und Menschenrechte gekennzeichnet war. Dreh- und Angelpunkt der Debatte war dabei stets die Frage nach dem Für und Wider eines Boykotts bzw. der Möglichkeit und Form von Protestkundgebungen auf Seiten des Sports und der Politik, bis hin zur grundsätzlichen Frage nach der Berechtigung Chinas, die Spiele überhaupt ausrichten zu dürfen. Die bis auf wenige Ausnahmen auffällige Gleichförmigkeit in der Beurteilung setzte sich auch während der Olympischen Spiele in führenden Tages- und Wochenzeitungen bzw. -zeitschriften fort (Süddeutsche Zeitung, Frankfurter Allgemeine

Auf ein Wort!

Zeitung, Die Welt, Die Zeit, Spiegel, Focus) und artikulierte sich zu Beginn der Spiele etwa wie folgt.

„Allzuviel Anlass zur Hoffnung hat Chinas Führung dem Rest der Welt nicht gegeben, sie werde aus Anlass der Spiele in Fragen der Menschen- und Bürgerrechte einlenken (...) und so hat sich die Hoffnung auf freudige Spiele in Peking vor der Eröffnungsfeier verflüchtigt. (...) Das alles überwältigende Thema lässt sich nicht weglächeln, auch wenn sich die Olympiafunktionäre flott eingelernt haben in diese alte chinesische Landestraktion.“ (SZ, 9.8.2008:31)

„Das ganze Unbehagen am Sport, das in der westlichen Öffentlichkeit um sich greift, verdichtet sich nun im Pekinger Smog: Im schlimmsten Fall werden dies Olympische Spiele, bei denen chemisch angetriebene Athleten unter einer Smogglocke Propaganda treiben für eine Diktatur. Und Staatsmänner aus aller Welt stehen der neuen Supermacht devot Spalier.“ (SZ, 9.8.2008:4)

Staatsportler und Roboter

Die Berichterstattung während der olympischen Wettbewerbe war im Wesentlichen von einer Dokumentation des allgemeinen Wettkampfgeschehens gekennzeichnet. Vor dem Hintergrund der im Vorfeld intensiv diskutierten Dopingproblematik und der beachtlichen Erfolge chinesischer Athleten wurden zudem Charakteristika des chinesischen Sportsystems thematisiert. Auch hier ist eine deutliche Analogie zu den Wahrnehmungsschemata der Vorberichterstattung zu erkennen.

„Wenn Chinas Sportler siegen, soll das der Welt vor allem eines demonstrieren: Wie weit es die Nation gebracht hat.“ (SZ, 16./17.8.2008:3)

„Wachstumsrekorde und sportliche Rekorde, das ist alles, was noch zählt.“ (SZ, 19.8.2008:36)



Der Themenkomplex Sport in China wurde meist auf ein Instrument der KPCh reduziert, nach außen den zunehmenden Machtanspruch zu untermauern und nach innen im Kontext eines forcierten Nationalismus zusätzlich an Legitimation zu gewinnen. Chinesische Athleten galten infolgedessen in erster Linie als „Staatsportler“ (Spiegel, 18.8.2008:113) und willige Vollstrecker im Dienste der Partei. Im Gegensatz zu Athleten aus westlichen Staaten, denen allgemein Eigenschaften wie Individualität und Leidenschaft zugesprochen wurden, verband man mit chinesischen „Robotern“ (Spiegel, 18.8.2008:114) Vorstellungen wie unreflektierte Pflichterfüllung und menschenunwürdige Trainingsbedingungen. Welches Ausmaß dieser Blickwinkel im weiteren Verlauf der Spiele annahm, zeigt insbesondere die Berichterstattung über chinesische Turnerinnen. In Artikeln mit Überschriften wie „Der Kampf der Kinder“ oder „Vom Reck zurück ins Kellerloch“ werden Zweifel am tatsächlichen Alter der Athletinnen mit Darstellungen eines grausamen Sportsystems verbunden, in dem Kinder „(...) gebogen, gedrillt, geschlagen und am Ende gnadenlos aussortiert werden“ (SZ, 14./15.8.2008:37).

„Sie sehen aus, als müssten Sie eigentlich noch mit Barbiepuppen spielen. Sie sind winzig klein, extrem dünn, ihre Augen blicken kindlich. (...) Woher sie wohl kommen und was sie erlebt haben. Wieviel Einsamkeit und Schmerzen?“ (FAZ, 11.8.2009:25)

„Keine Kindheit, dafür irgendwann Gold. Nie mit anderen spielen, dafür irgendwann eine Medaille. Turnen. Trainieren. Schläge, Schläge, viele Schläge. Bis aufs Blut. Dafür irgendwann Ruhm, Wohnung und Geld, viel Geld.“ (SZ, 14./15.8.2008:37)

„Hier leisten Kinder väterländische Dienste ab.“ (FAZ, 14.8.2008:31)

„Wieviel sinnlos vergeudete Kindheiten kommen in China auf eine Goldmedaille?“ (SZ, 14./15.8.2008:37)



Einen weiteren Schwerpunkt markierte die Berichterstattung über den Hürdenläufer Liu Xiang, der infolge einer Verletzung vor laufender Kamera seinen Start mit schmerzverzerrtem Gesicht unerwartet absagte. Die Darstellung gliederte sich dabei nahtlos in das bestehende Wahrnehmungsmuster ein: Ein schwerverletzter Athlet wurde von rücksichtslosen Sport- und Politfunktionären für die eigene Propaganda instrumentalisiert und unter Schmerzen zum Start gezwungen.

„Die Art der Verletzung (...) ist (...) nicht deutlich geworden. Entweder war es ein seit Jahren entzündeter Fuß, der zu sehr schmerzte, oder die Zerrung eines seit Jahren überbeanspruchten Oberschenkels oder beides. Ihm keine Pause zu gewähren ist verantwortungslos. (...) Nun kann er den Spielen von Peking nicht mehr ihren großen Moment liefern. Denn dafür wurde er gebraucht. Besser: Er wurde missbraucht. Deshalb sind die Tränen, die sein Ausscheiden auslöste, nicht mit Mitgefühl zu verwechseln.“

Auf ein Wort!

(...) Die Olympischen Spiele mögen größer sein als jeder Einzelne, der an ihnen teilnimmt. Ob durch Doping, Kinderarbeit oder den Versuch einen schwerverletzten Athleten zum Start zu zwingen: Sie sind allerdings nicht jedes Opfer wert.“ (FAZ, 19.8.2008:31)

Obwohl offen eingestanden werden musste, dass man über die genauen Umstände der Verletzung nicht Bescheid wusste, wurde das Ausscheiden Liu Xiangs als ein weiteres Beispiel für die Grausamkeit und Unmenschlichkeit Chinas herangezogen. Es versteht sich



vor diesem Hintergrund fast von selbst, dass in allen untersuchten Printmedien bis auf wenige holzschnittartige Versuche keine fundierte Darstellung zum Themenbereich Sport in China bzw. Interviews mit chinesischen Sportlern, Trainern oder Sportfunktionären zu finden war.

Mangels entsprechender Beweise in Bezug auf im Vorfeld postulierte systematische Dopingpraktiken chinesischer Athleten entsteht zudem der Eindruck, dass die beachtlichen Erfolge chinesischer Sportler auf anderem Wege versucht wurden zu relativieren. Letztendlich habe China schließlich nur bewiesen,

„(...) dass ein Milliardenvolk mit den richtigen Sichtung- und Trainingsstrukturen die rein statistische Wahrscheinlichkeit, mehr siegtaugliche Athleten zu Olympia zu schicken, auch in die Praxis umsetzen kann. Wenngleich natürlich ein ähnlich rigoroses Auswahlssystem und roboterhaftes Übungspensum in demokratischen Staaten nur schwer durchsetzbar wäre.“ (Welt, 25.8.2008:23)

„Die meisten schaffen es nicht (...). Die mit den vom Laufen verkrüppelten Füße, die Kapputtgespritzten oder die, die einfach Lebenszeit verschenkt haben für das Spektakel Olympia. Die Gescheiterten, an deren Schicksal man erklären kann, was für ein Staat das ist, der so gnadenlos siebt, bis er in jeder Medaillenwertung vorne liegt.“ (SZ, 16./17.8.2008:3)

Zudem habe China über Jahre systematisch westliche und vor allem auch deutsche Trainingsmethoden kopiert.

„Mit Trainingsmethoden, die in Deutschland entwickelt wurden, steigt China zur Goldmedallien-Supermacht auf.“ (Focus, 25.8.2008:142)

Chinas Sportsystem ist demnach nicht nur grausam und unmenschlich. Analog zu dominierenden Wahrnehmungsmustern aus dem Themenbereich Wirtschaft beruht dessen unbestreitbarer Erfolg nicht etwa in der eigenen Leistungsfähigkeit, sondern in der gezielten Imitation westlichen Know-hows.

Fazit

Die gegenwärtigen Formen des Interesses, der Faszination, der Ablehnung oder der Verteufelung, die mit China verbunden werden, sind keineswegs neu. Sie sind eingebettet in einen reichen Fundus an Chinavorstellungen, die sich im Laufe der Geschichte in Europa und Deutschland herausgebildet und verfestigt haben. Das Nebeneinander von Begeisterung und Euphorie einerseits und Ablehnung und Angst andererseits, findet sich in unterschiedlicher Ausprägung auch in der Chinaberichterstattung wieder. Seit der Niederschlagung der Studentenbewegung im Jahr 1989 ist dabei – analog zu den historischen Chinabildern eines despotischen und gefährlichen China – ein deutlich negativer Grundton zu erkennen, der sich infolge der Ereignisse in Tibet im März und April 2008 noch verstärkt hat.

Die Chinaberichterstattung während der Olympischen Spiele in den untersuchten Printmedien zeigt eindrücklich, welche Formen diese Perspektive selbst in allgemein anerkannten Qualitätszeitungen annehmen kann. Offensichtliche Defizite im Bereich landeskundlicher und fremdsprachlicher Kenntnisse in Kombination mit einem ausgeprägten Mangel an Reflexion der eigenkulturellen Prägung, führten etwa im Rahmen der Berichterstattung über chinesische Athleten zu Darstellungen, die an Oberflächlichkeit und Einseitigkeit kaum zu überbieten sind. Das ist insbesondere daher eine Enttäuschung, da mit der großen Anzahl von Journalisten vor Ort in Peking die Chance vergeben wurde, im direkten Kontakt mit der Zielkultur bestehende Chinabilder zu thematisieren und gegebenenfalls zu differenzieren. Dass dennoch in erster Linie auf bereits bestehende Schemata zurückgegriffen wurde, kann als paradigmatischer Hinweis auf die Wirksamkeit von Einstellungen und Erwartungshaltungen gelten, die sich unmittelbar aus vorherrschenden Fremdheitsprofilen in der Ausgangskultur ergeben. Insgesamt handelte es sich bei der Chinaberichterstattung daher primär um eine Repetition bereits bekannter Vorstellungsbilder vor veränderter Kulisse, deren inhaltliche Aussagekraft sich in erster Linie auf die Ausgangskultur beschränkt. Insofern bleibt in weiten Teilen führender deutscher Tages- und auch Wochenzeitungen bzw. -zeitschriften eine tatsächlich informative Chinaberichterstattung nach wie vor ein Desiderat.

Dieser Beitrag beruht auf einem Vortrag in der „China-Vortragsreihe“ an der Universität Trier am 17.06.2009, die von der dortigen Sinologie, dem Konfuzius-Institut und der Deutsch-Chinesischen Gesellschaft im Sommersemester 2009 veranstaltet wurde.

Michael Poerner ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Arbeitsbereich Chinesische Sprache und Kultur des Fachbereichs Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft der Universität Mainz. Kontakt: mipoerner@uni-mainz.de

漆身吞炭

Sich den Körper bemalen und Kohle schlucken

Die Begebenheiten dieser Geschichte spielten sich zur ausgehenden Zeit der Frühlings- und Herbstperiode ab, als im Staate Jin die sechs Familien der *Zhi*, *Zhao*, *Han*, *Wei*, *Fan* und *Zhongxing* um die Kontrolle rangen. In den Jahren 455 bis 453 v.u.Z. kam es zwischen den Häusern der *Zhi* und *Zhao* zu Gebietsstreitigkeiten, in deren Folge der Clan der *Zhi* und ihr Vorstand, *Zhi Bo*, durch eine von *Zhao Xiangzi* angeführte Allianz der *Zhao*, *Han* und *Wei* ausgelöscht wurden. Die persönliche Feindschaft zwischen *Zhao Xiangzi* und *Zhi Bo* war so ausgeprägt, dass *Zhao* sich sogar einen Weinbecher aus dem Schädel des *Zhi Bo* fertigen ließ.

Unter den Überlebenden des Hauses *Zhi* fand sich nun ein Gefolgsmann namens *Xiang Rang*, welcher seinem ehemaligen Herrn so ergeben war, dass er Rache an dessen Mörder schwor. Unter einem veränderten Namen schlich er sich daher in die Residenz der *Zhaos* ein, wurde aber alsbald aufgrund der großen Wachsamkeit des *Zhao Xiangzi* enttarnt. Statt ihn aber dem Schwert zu übergeben, wie alle übrigen Sippenmitglieder forderten, ließ dieser ihn in Anerkennung der tiefen Treue zu seinem toten Herrn ziehen. *Xiang Rang* zeigte sich durch diesen Rückschlag aber nicht im geringsten entmutigt und verfolgte weiterhin sein Ziel: Um sich eine erneute Chance für ein Attentat zu verschaffen, bemalte er seinen gesamten Körper, um eine Erkrankung an Krätze vorzutäuschen, schluckte Kohle, um seine Stimme rau zu machen, und kleidete sich schließlich wie ein Bettler. So perfekt war die Täuschung, dass seine eigene Ehefrau ihn auf offener Straße nicht mehr erkennen konnte.

Als *Zhao Xiangzi* eines Tages sein Haus für einen Ausritt verließ, verbarg sich *Xiang Rang* unter einer der vielen Brücken, die *Zhao* überqueren musste, und lauerte ihm im Hinterhalt auf. Im letzten Moment jedoch scheute das Pferd *Zhao Xiangzis*, und der solchermaßen Vorgewarnte ließ den Attentäter ergreifen. Tief gerührt von einem Gefühlsausbruch des *Xiang Rang*, der nun dem Tod ins Auge blickte, ohne seinen Herren gerächt zu haben, gewährte *Zhao* ihm schließlich sowohl sein eigenes Schwert für einen ehrenvollen Tod durch eigene Hand, als auch seinen golddurchwirkten Mantel. Vor aller Augen stach *Xiang Rang* wie wild auf diesen Überwurf ein, um so seinen Herren zu rächen, und beging daraufhin Selbstmord.

Diese Redewendung illustriert die Bereitschaft, alles, ja sogar die eigene Persönlichkeit zu opfern, um der Erfüllung eines Versprechens nachzukommen. Die Geschichte *Xiang Rangs* fand große Beachtung und findet sich nach den ersten Erwähnungen im *Zhanguo ce*, den „Intrigen der Streitenden Reiche“, auch in den Attentäterbiographien des *Shiji* und zahlreichen Aufzeichnungen späterer Dynastien.

lg ■

《戰國策·趙策一》：“豫讓又漆身為厲，滅須去眉，自刑以變其容，為乞人而往乞，其妻不識……又吞炭為啞，變其音。”

Zhanguo ce, Die Intrigen Zhaos, Kapitel 1: „*Xiang Rang* bemalte seinen Körper, um sich ein furchtbares Äußeres zu geben, entfernte seinen Bart und Augenbrauen und veränderte seine Erscheinung. Er lief als Bettler umher, und nicht einmal seine Frau erkannte ihn. [...] darüber hinaus schluckte er Kohle, was seine Stimme rau und heiser werden ließ.“

Das Geisterfest 中元節



Am 15. Tag des siebten Monats des chinesischen Mondkalenders, der meistens auf einen Vollmondtag Ende August oder Anfang September fällt, werden in China, Taiwan, Singapur und den Chinatowns der ganzen Welt wichtige Rituale zu Ehren der Verstorbenen begangen. Dieser Tag markiert den Höhepunkt des Geistermonats (guiyue) – des siebten im chinesischen Kalender – und bietet somit Anlass für allerlei den Geistern gewidmete Zeremonien.

Ihren Ursprung haben diese Festivitäten in Indien, wo der Mönch Mu Nian auf den Rat Buddhas hin seine Mutter an eben jenem Tag aus dem Mund eines hungrigen Geistes rettete, in dem sie höllische Qualen erlitt. Mit dem Buddhismus kam dieser Brauch später auch nach China, vermischte sich dort mit Einflüssen aus Volksreligion und Daoismus und ist seit der Tang-Dynastie als regelmäßig begangenes Fest belegt. Heute werden dafür an vielen wichtigen Straßenkreuzungen oder Ortseingängen Altäre des Königs der Hölle, Di Zang, aufgestellt, an denen verschiedene Nahrungsmittel von buddhistischen Priestern gesegnet und den Geistern geopfert werden. Die Mönche singen im Rahmen dieser Zeremonien zudem Lieder aus dem Yu Lan



Pen-Kanon, den nur die Geister verstehen können.

Auch im Privaten wird das Fest begangen und dabei der unwürdig beerdigten oder in Vergessenheit geratenen Ahnen gedacht, von denen man annimmt, sie kämen in dieser Zeit zurück auf die Erde. Für sie werden Essen und andere Opfergaben vor den Häusern aufgestellt, Papiergeld verbrannt und es werden Räucherstäbchen angezündet. Zur Unterhaltung und Besänftigung der Ahnen während ihres Aufenthaltes im Diesseits werden ihnen zudem Plätze am Tisch oder z. B. die erste Reihe im Theater für eine gute Sicht auf das Geschehen freigehalten.

Um sicherzugehen, dass die Geister am Ende des Festes den Weg zurück ins Jenseits finden, anstatt während des kommenden Jahres die noch Lebenden heimzusuchen, wird ihnen durch auf dem Wasser schwimmende, meist lotusförmige Laternen der Weg gewiesen. Sind die Geister durch das Wasser, das durch seinen yin-Charakter für das Tote und Jenseitige im Gegensatz zum Lebendigen, yang-artigen Land steht, in die Unterwelt zurückgekehrt, erlischt das Licht der Laterne.

jw ■

»Lichtspiele ohne Grenzen« – Fast vergessene Perlen des Hongkong-Kinos neu entdeckt. Gratwanderungen zwischen Trash und Filmkunst

Als ich letztes das fundierte Chinesisch-sprachige Filmarchiv an meiner Uni durchstöberte, fiel mir doch diese Trashperle in die Hände. Ein Film, den ich so nicht wirklich erwartet hätte, aus den altherwürdigen Shaw Brother Studios, die mit ihren zahlreichen Kung Fu Klassikern schließlich zu weltweitem Ruhm gelangten.

#4 „THE SINGING THIEF“

大盜歌王
HK 1969

The Singing Thief ist ein knallbuntes 60er-Jahre Charmepaket. Eine quirlige Mixtur aus romantischer Comedy, Tanz, Gesang und einer kleinen Kriminalstory. Heutzutage wohl nur mit Bollywoodschinken oder Thai-Filmen wie Tears of the Black Tiger vergleichbar. Seinerzeit sollte er wohl die Hong Kong Antwort auf Barbarella sein, an der sich Chang Cheh, Shaws legendärer Wuxia Regisseur und „Godfather of Hong Kong Cinema“, da versuchte. Vollkommen untypisch und abseits seiner üblichen Männerfreundschaften-Rachefeldzug-Schemata, wie Chang Cheh sie in seinen Klassikern wie etwa ONE ARMED SWORDSMAN zelebrierte, zeigt er hier ein fast schon an Experimentalfilm grenzendes Werk, das jedoch nie von den Regeln und Formalien der damaligen Produktionen abweicht.

Die simpel konstruierte Geschichte wird erzählt vom Kabarettssänger Poon (Jimmy Lin Chong), der eigentlich im Hauptberuf Juwelendieb ist. Als eines Tages ein Dieb das Beutezugmuster Poons nachahmt, gerät er sofort ins Visier der Polizei. Nun kommt es für ihn nur noch darauf an, möglichst schnell den Übeltäter zu entlarven und somit der Polizei seine Unschuld zu beweisen. Dabei gerät er immer wieder in komisch-romantische Situationen mit diversen Frauen.

Man wird einfach das Gefühl nicht los, dass



es sich hier um eine plumpe eins-zu-eins Kopie von Hitchcocks ÜBER DEN DÄCHERN VON NIZZA handelt. Die Handlung, die Charaktere, alles weist deutliche Parallelen auf und wird zum Ende des Films nur noch deutlicher. Irgendwie scheint alles an diesem Machwerk zu porös geraten. Logiklöcher sind so riesig und unübersehbar wie das schrille Ego des Hauptcharakters. Das Dekor ist so herrlich süffisant ausgestattet mit allerlei grellen Farben und Rüschen, dass man jeden Moment denkt, Roger Moore und Tony Curtis kommen

kalauernd um die Ecke. Auch ungewöhnlich für die damaligen Verhältnisse sind die vielen Außenaufnahmen, manche sogar an Originalschauplätzen in Hong Kong. Da Shawfilme grundlegend und oft fast ausschließlich im Studio gedreht wurden, ist dieser Umstand eine wahre Entdeckungsreise in die damalige Stadtkultur. Technisch ist der Film auf der Höhe seiner Zeit. Man sollte sich nicht täuschen lassen vom lauen Inhalt. Die Shaws entwickelten in den 60er-Jahren eine moderne Produktionslandschaft, welche dem Publikum technisch hochwertige Filme garantierte. Satte Farben im sogenannten Shawscope (eine Art eigens entwickelte Cinemascope Variante) und Mandarin als Hauptsprache im Film läuteten die „Goldenen Jahre“ des Hong Kong Films 1968 ein, mit phänomenalen Rekordergebnissen, die bis heute nie wieder erreicht wurden. Mit diesem Trend lässt sich vermutlich auch die Experimentierfreudigkeit und ungewöhnliche künstlerische Freiheit, wie sie dieser Film zeigt, erklären. Schon zu Beginn der 70er-Jahre findet man keine dieser frühen Exploitationversuche mehr im Programm der Shaws.

Auch sollte man sich vom Titel nicht irreführen lassen. Gesungen wird hier lediglich zu Beginn und Ende des Films. Dazwischen wurde mehr Wert auf die romantisch-kitschigen Szenerien und natürlich einen ordentlichen Kung Fu Kampf am Ende gelegt. Dieser Showdown ist dann aber auch schon wieder so blutig und kämpferisch ausgefeilt, dass sich jeder Chang Cheh Fan wie zu Hause fühlt. Übrig bleibt ein zuckersüßes Sixtiesbonbon, das eine harmlose Story in viel trashiger Unterhaltung einwickelt. Anscheinend war dieses Rezept so erfolgreich, dass die Shaws umgehend mit *THE SINGING ESCORD* (1969) und *THE SINGING KILLER* (1970), ebenfalls von Chang Cheh, nachlegten. In der westlichen Filmwelt ist *THE SINING THIEF* leider noch nicht angekommen. Einzige Veröffentlichung bleibt die Hong Kong DVD, welche aber, wie bei allen Shawfilmen, eine glänzend restaurierte Fassung bietet. **ms**

Gibt ist es noch Konfuzianismus?

Und falls ja, wie viele?

Die 100-Jahr-Feier der Hamburger Sinologie war der freudige Anlass für die Konferenz „Confucianism for the 21st Century?“, die vom 21. bis zum 23. September 2009 im Asien-Afrika-Institut der Universität Hamburg stattfand. Tomiya Itaru, Lee Ming-huei, Tu Weiming, Hans van Ess, Roger T. Ames und weitere namhafte Sinologen und Gelehrte mit China-Fachwissen waren eingeladen worden, um über die Rolle und den Einfluss des Konfuzianismus von den Anfängen bis in das 21. Jahrhundert zu referieren.

Die Vielfalt der Disziplinen und Perspektiven, aus denen die Vortragenden ihre Beiträge zur Konferenz leisteten, offenbarte die mitunter unüberschaubaren Verknüpfungen und Überschneidungen, die der Komplex Konfuzianismus per se beinhaltet. Die Vortragsthemen reichten von den sozialphilosophischen Hintergründen des Strafers im frühen China, über den Status der Frau in der chinesischen Geistestradiation, bis hin zu Auswüchsen des Konfuzianismus in Gestalt einer Pop-Kultur im heutigen China. Die Aufteilung in vier Panels („Ancient Period“, „Imperial Period“, „20th Century“ und „21st Century“) zielte darauf ab, das Thema durch eine zeitliche Strukturierung zugänglicher zu machen. Dennoch wurde im Verlauf der Konferenz immer wieder die Notwendigkeit deutlich, für definitivische Klarheit bezüglich der Vielgestalt des Konfuzianismus über eine bloße zeitliche Periodisierung hinaus zu sorgen. In diesem Zusammenhang stritten die Redner bisweilen hitzig über die unterschiedlichen Möglich-

keiten, mit philosophischer Terminologie des Chinesischen zu verfahren, was bekanntlich häufiger in der sinologischen Forschung geschieht. So bekam ein Muttersprachler des Chinesischen zu hören, dass er nicht alles glauben solle, was er an westlichen Übersetzungen in Wörterbüchern findet. Umgekehrt versuchten auch die chinesischsprachigen Vortragenden gelegentlich, den vermeintlichen Heimvorteil der Sprache für ihre Argumentation zu nutzen. Angesichts des versammelten Knowhows wäre es vielleicht hilfreich gewesen, die grundsätzlichen Schwierigkeiten bei solchen Übersetzungen und Interpretationen zu erfassen und dann gemeinsam Lösungsvorschläge zu erarbeiten. Die amerikanischen Vertreter des Faches waren nicht nur wegen ihrer Vortragsinhalte eine große Bereicherung für das Symposium. Sie steuerten auch interkulturelles Anschauungsmaterial für Interessierte bei. Mit Shake-Hands, Schulterklopfen, Umarmungen, sympathischem Lachen und unterhaltenden Kommentaren gewährte etwa Lionel Jensen Einblicke in die sozialen Gewohnheiten seines Heimatlandes. François Jullien wurde indes zum Spiegel der sprachlichen Eigenart einiger seiner Landsleute, indem er sich strikt weigerte, ein Wort Englisch zu sprechen. Erwartungsgemäß konnte dies nicht verhindern, dass harsche Kritik an seinem Vortrag artikuliert wurde. Insgesamt war die Konferenz in Hamburg eine hervorragende Möglichkeit, Sinologie- und China-Experten, die man sonst nur von der

Lektüre kennt, bei spannenden Vorträgen live zu erleben. Die Konferenz weckte nicht nur Neugierde darauf, wie sich der Konfuzianismus, den Hans van Ess im Jahr 2003 für physisch tot erklärte, in all seinen Facetten im 21. Jahrhundert entwickeln wird. Sie steigerte auch die Spannung, mit der den nächsten 100 Jahren Sinologie in Hamburg, Deutschland und der Welt entgegenzublicken ist.

Besonders dankbar für die Großzügigkeit des Asien-Afrika-Instituts waren neun junge WissenschaftlerInnen aus verschiedenen Ländern, die ein Reise-Stipendium für die Konferenz erhalten hatten und nach den Vorträgen die Gelegenheit bekamen, in geselliger Runde mit den Rednern zu diskutieren. **jp**

Im Dialog mit Urna Chahar-Tugchi

„Ich bin eine Nomadin und so ist auch meine Musik.“

Es ist kalt und trocken in Peking. Die Oktobertage liegen in ihren letzten Zügen. Die Atmosphäre ist an diesem Tag in der Konzerthalle sehr gebannt. Die Leute warten auf Urna. Sie warten um zu lauschen, ihren Geschichten, die sie zu erzählen hat. Geschichten aus der mongolischen Heimat und aus der ganzen Welt. Urna Chahar-Tugchi kommt aus dem Ordosgebiet in der Inneren Mongolei, welches von seinen Bewohnern „Meer der Lieder“ genannt wird. Wang Dan, DianMo-Redakteurin in Peking, traf sich mit Urna nach dem Konzert, um mehr über sie und ihre Musik zu erfahren.

Du hast Deine Kindheit in der Inneren Mongolei verbracht, wo man ein ruhiges und einfaches nomadisches Leben führt. Das Studium in Shanghai bedeutete für dich einen wichtigen Lebenswandel. Kannst Du bitte kurz über Dein Leben in Shanghai erzählen? Was hat dich in Shanghai sowie später in Peking besonders beeindruckt? Warum hast Du Dein Musikstudium bald wieder aufgegeben?

Nach der Oberschule hatte ich die staatliche Aufnahmeprüfung nicht bestanden. Es war damals nicht selbstverständlich, weiter zu studieren. Nach Hause zurückzukehren und zu heiraten schon eher. Also habe ich in den ganzen Sommerferien mit meinen Eltern gesprochen, dass ich weiter studieren möchte. Nach langem, friedvollem und geduldigem Bitten waren meine Eltern überzeugt und so durfte ich für ein Jahr Studium nach Hohhot, die Hauptstadt der Inneren Mongolei, gehen. Es war meine erste Reise in eine Großstadt. Dort habe ich durch die Vermittlung einer Freundin bei einer Yangqin-Lehrerin von der Musikschule Unterricht genommen.



Photo by Silvana Couste

Ich hatte kein Geld, um meinen Unterricht zu bezahlen, also habe ich ihr Kind betreut, damit ich Unterricht nehmen konnte. So musste ich täglich sehr viele Sachen machen, Yangqin-Unterricht besuchen, in einer anderen Schule Mongolisch, Geschichte, Erdkunde lernen und auf das Kind von meiner Lehrerin aufpassen, und natürlich noch Yangqin üben. Nur wenn die Schüler von der Musikschule Pause machten, konnte ich Yangqin üben, weil ich selbst keine Yangqin besaß. Mein Tagesablauf war so knapp, dass ich kaum Zeit fürs Essen hatte. Nach einem halben Jahr Unterricht ist meine Lehrerin nach Shanghai umgezogen. Nach zwei Monaten habe ich einen Brief von meiner Lehrerin bekommen. Sie teilte mir mit, dass ich nach Shanghai kommen sollte, um an einer Prüfung für die dortige Musikhoch-



Photo: Silvana Couste

schule teilzunehmen.

So bin ich das erste Mal mit dem Zug nach Shanghai gefahren, wo ich keinerlei Unterstützung von Verwandten und Freunden hatte. Alle waren dagegen, dass ich in diese „unbekannte Welt“ fahre und nicht mal flüssiges Chinesisch sprechen konnte. Aber ich bin mit meinem eigenen Willen doch nach Shanghai gekommen. Es war wirklich eine andere „Welt“. Ich habe das erste Mal im meinem Leben so viele Menschen gesehen, die mir wie ein riesiger Ameisenhaufen erschienen. Als Studentin an der Musikhochschule in Shanghai lernte ich sehr viel, nicht nur über die Musik. An der Hochschule studierte ich das Yangqin, das chinesische Hackbrett. Gleichzeitig folgte ich meinem eigenen musikalischen Weg und entwickelte langsam die Grundlagen für meine eigene Musik. Ich besuchte Konzerte, hörte inländische wie ausländische Künstler, beobachtete die Prüfungen anderer Studenten in Fächern wie Geige, Cello, Gesang und Piano. Unter den Studenten waren Musiker aus der Inneren Mongolei, aus Tibet, Xinjiang und auch Han-Chinesen. Als ich die Examen und Prüfungen mithörte, fiel mir auf, dass die Musik immer relativ gleich klang. Ich vermisste die Vielfalt, konnte die Eigenheit all dieser

Kulturen nicht mehr bemerken. Sie klangen einfach alle gleich. Besonders die Sängerinnen hatten alle genau die gleiche Art oder „Technik“ des Gesangs erlernt. Die traditionellen Lieder klangen eher wie eine Mischung aus han-chinesischer Musik, Einflüssen der europäischen und chinesischen Oper. Nur die Texte waren noch ursprünglich, gaben die jeweilige Kultur noch wieder. Die musikalische Technik, die an den Hochschulen gelehrt wird, nivelliert die Unterschiede. Sie verdeckt und überlagert in meinen Ohren das Eigenständige der jeweiligen Kultur. Ich habe das immer sehr, sehr schade gefunden. Wenn man mit seiner eigenen Kultur und Tradition lebt, kann man ständig etwas Neues über sie lernen und erfahren, was ebenso auch den Austausch mit anderen Kulturen erleichtern und beleben kann. Das ist ein wunderschönes Geben und Nehmen. Was man zu geben hat, ist das Eigene. Was man annimmt, ist das des Anderen. Man kann nur etwas geben, wenn man selbst etwas hat. Die eigene Kultur und die Tradition sind die wertvollsten Güter der Menschen, aber sie können es nur sein, wenn wir sie auch entsprechend wertschätzen.

Im Vergleich zu den traditionellen Volksliedern auf deinen früheren Alben, findet man nun bei deinem letzten Album „Amilal“ mehr Spuren aus deinem privaten Leben. Ist das ein Richtungswechsel? Bist du gerade im Begriff, deinen Musikstil zu ändern bzw. weiterzuentwickeln?

Das ist nicht meine Absicht. Es ist, was es ist. Manchmal braucht man sich nicht unbedingt viel zu sagen, um etwas auszudrücken. Aber manchmal muss man etwas sagen, um damit



etwas näherzubringen und vermitteln zu können. Aber es kommt immer auf die Art und Weise an. Ich bin eine Nomadin und so ist auch meine Musik, jedes Stück ist anders, jedes Konzert ist anders und jeder Moment ist anders. Manchmal ist der Unterschied nicht allzu groß, aber der Moment ist anders, und wir teilen das sehr gerne. Ich arbeite mit großartigen Musikern wie Djamchid Chemirani, Zoltan Lantos, Keyvan Chemirani und Jurek Bawol zusammen und wir haben viel Freude und Spaß dabei. Ich bedanke mich ganz herzlich bei allen meinen Musikern, die so viele wunderschöne Dinge als Menschen und Musiker mit mir teilen und mir schenken! Ich lasse die Freiheit der Musik für mein Publikum offen. Was man sieht und hört, auch wie und was man dabei empfindet.

Was ist Dein Lebenstraum? Wie sieht dein ideales Weltbild aus?

Die Dinge in wundervolle Melodien umzuwandeln. Ich habe oft den Eindruck, dass viele Menschen sich zu sehr mit der negativen Seite der Geschichte – den Kriegen und der Grausamkeit – beschäftigen. Natürlich darf man die negativen Dinge nicht ignorieren. Wir können deshalb aber nicht rückwärts gewandt leben. Wir leben heute, im 21. Jahrhundert. Es gab immer beides parallel, Gutes und Schlechtes. Es ist gut, die Geschichte zu kennen und aus der Vergangenheit zu lernen. Wenn man mit der eigenen Kultur und Tradition lebt,

sie kennt und ständig Neues über sie lernt, dann wird das auch den Austausch mit anderen Kulturen erleichtern und beleben. Wie wäre es, wenn alle Menschen auf dieser Welt mal die gleiche Absicht hätten und Hand in Hand innehielten, auch wenn es nur für einen Moment wäre, dann hätte man keine Hände mehr frei für Waffen, Autos usw. In diesem, die Hände füreinander haltenden Moment Stille könnte man die Natur zu uns rufen hören! Es ist schwer, viele Dinge vollständig in Worten ausdrücken zu können. Ich glaube, dass die Wahrnehmungsfähigkeiten von jedem anders sind. Die Sprachen sind ähnlich wie die Grenzen der Länder auf dieser Welt. Daher ist es immer eine Frage, wann und wo wir auf die Grenzen stoßen. Unsere Sprachen haben Grenzen, aber die Melodie hat keine.

In Peking, Berlin und München hast du mehrere Jahre gelebt und wohnst jetzt in Ägypten. Hast du vielleicht durch den häufigen Ortswechsel mal so etwas wie ein Identitätsproblem erlebt? Kannst du dich schnell in eine fremde Umgebung bzw. ein fremdes Milieu einleben?

Ich bin in der Inneren Mongolei geboren und aufgewachsen. Ich trage in mir die vielen wunderschönen Dinge aus meiner Heimat Ordos, aus den eng mit der Natur verbundenen Menschen in der Steppe, aus dem mit meiner Großmutter und meinen Eltern zusammen



verbrachten Leben, aus den Liedern meiner Heimat und meinem Pferd, mit dem ich zur Schule ritt und, und... Die Einflüsse für meine Musik sind die unendlich lang atmende Natur, all die Bewegungen in der Steppe, meine Großeltern, meine Eltern und die Menschen aus meiner Heimat, dies alles ist auch meine Lehre. Ich wollte nie einen Gesangsunterricht haben, aber ich habe nie aufgehört, aufmerksam zu sein. Im Leben sowie bei jedem Mensch gibt es ständig etwas zu lernen. Meine Musik ist mit meinem Leben sehr eng verbunden, ich bin in der mongolischen Steppe als Nomadenkind geboren und aufgewachsen, das alles ist in mir und ich trage es in meiner Musik überall mithin. Ich vermittele meine mongolische Kultur durch meine Musik. Und ich teile meine Musik gerne mit allen Menschen dieser Welt, die sich für die Mongolei, ihre Kultur und ihre Menschen interessieren. Ich danke meinen Eltern ganz herzlich – die zwei ganz besondere Viehzüchter in der Steppe sind. Ich bin eine Reisende mit meiner Heimat in mir. Ich trage meine Heimat im Herzen. Vielleicht fühle ich mich deshalb überall zu Hause.

Denkst du manchmal daran, in deine Heimat zurückzukehren, um dort wieder zu leben oder vielleicht um alte Volkslieder zu sammeln?

Als Künstlerin gebe ich mein Bestes, den Ursprung der alten Lieder lebendig zu erhalten und weiter zu entwickeln. Die „Urdiin Duu“,

die langen Lieder aus meiner Heimatregion Ordos, sind etwas ganz Besonderes: sehr langsam, teilweise extrem ruhig und getragen! Leider singen fast alle heute diese Lieder schneller und mit extremen Lautstärken. Auch bekannte Sänger machen das. Ich glaube, dass das diesen Liedern nicht gerecht wird. Viele Lieder werden nur noch selten gesungen. Viele junge Mongolen kennen diese Lieder immer weniger. Meine Großmutter hingegen kannte sie nicht nur alle, sie kannte auch alle Geschichten zu diesen Liedern. Jedes Lied hat seine eigene Geschichte. Aber bei meiner Liedersammlung im Jahr 1997 in meiner Heimat Ordos habe ich leider erfahren, dass viele Geschichten zu den Liedern, wie sie entstanden, schon verloren gegangen sind, obwohl die Lieder noch da sind.

Hat sich deine Heimat im Vergleich zu früher viel verändert? Viele Leute wohnen jetzt z. Bsp. nicht mehr im Rundzelt, sondern führen ein sesshaftes Leben im Ziegelgebäude und halten kein Vieh mehr. Auch viele chinesischen Städte und Dörfer haben in den letzten Jahren unaufhaltsam ihre Merkmale verloren. Ist deine Heimat auch davon betroffen? Bist du darüber besorgt?

Ja, die Änderungen in meiner Heimat sind teilweise extrem und das ist auch sehr traurig. Genau wie du sagst, viele Städte und Dörfer in China haben langsam ihre Merkmale verloren und das ist leider in der Inneren

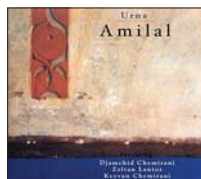
Mongolei, besonders bei den Viehzüchtern, besonders schlimm. Seit Mitte der 80er Jahre wurde der Boden (die Steppe) verteilt und irgendwann mussten die Viehzüchter durch Gesetze den verteilten Boden einzäunen. Damit hat der große Verlust der Nomadenkultur in der Inneren Mongolei begonnen. Aber in den letzten Jahren ist es von Tag zu Tag schlimmer geworden, denn es kommen immer neue Gesetze und die Nomaden müssen plötzlich in der Steppe ein sesshaftes Leben führen. Das ist so, als wenn jemand plötzlich sagt: Bitte springen Sie in den Himmel und führen Sie ein gutes Leben, wir helfen Ihnen ja nur!

Da hat leider jemand das Gesetz gemacht, der eigentlich keine Ahnung von Nomadenkultur hat und auch nicht das geringste Wissen vom Leben der Viehzüchter. Wir Menschen sind unersättlich gierige Wesen auf unserer Erde, überall wird gebohrt und gegraben, damit die Bodenschätze unter der Erde in Sekunden in brennbares Papiergeld umgewandelt werden kann. Es ist leider in den letzten Jahre in China auch so extrem geworden. Überall leiden die Einheimischen darunter, obwohl diese, vielleicht nicht wissenschaftlich, aber von Natur aus umweltfreundlich der Natur angepasst lebten. Das ist so schlimm und traurig, dass ich es nicht mehr mit Worten beschreiben kann. ■

Vielen Dank Urna!

Das Interview führte Wang Dan.
(Peking, 9. Dezember 2009)

Diskographie



Amilal (2005)
Urna (vocal)
Djamchid Chemirani (Zarb)
Zoltan Lantos (Violin)
Keyvan Chemirani (Zarb, Daf, Udu)

Jamar (2001)
Urna Chahar-Tugchi (vocal)
Robert Zollitsch (zither, throat-singing)
Burintegus (morinkhur)
Ramesh Shotham (percussion)

Hödööd (1999)
Urna Chahar-Tugchi (vocal)
Robert Zollitsch (zither, vocal, perc.)
Wu Wei (sheng)
Sebastian Hilken (cello, frame drum)

Tal Nutag (1995)
Urna Chahar-Tugchi (vocal)
Robert Zollitsch (zither)
Oliver Kälberer (guitar, mandolin)

Crossing (1994)
Urna Chahar-Tugchi (vocal)
Robert Zollitsch (zither)
Wu Wei (sheng)
Cao Xiaohong (yangqin)
Dino Dornis (guitar)
Wang Wei (percussion)

www.urna.com
www.amilal.org (Projekt für Kinder der Inneren Mongolei)
www.youtube.com/watch?v=YNJ2dHYoiyY
(Film: The two Horses of Genghis Khan)

Jean François Billeter: A Short Portrait

by Xavier Pietrobon

Born in Basle in 1939, Jean François Billeter (畢來德) first studied Arts and Humanities at Geneva University. Then, from 1962 until 1972 he studied Chinese at Langues Orientales in Paris, and also in Beijing, Kyoto and Hong Kong. His first experience in teaching Chinese was in 1967 in Paris, then he taught in Zurich from 1971 to 1978 and in Geneva from 1972 to 1999, including a two year break from 1992 to 1994, funded by Jiang Jingguo, a Taiwanese foundation for international scholarly exchange. Jean François Billeter did not only teach Chinese language, he also taught many different aspects of Chinese culture, for he was the first and principal professor of Chinese in Romandy, from 1987 on. At Geneva University, whose Chinese department was created in 1976, his first class was Chinese history.

But his experience as a teacher cannot sum up his personality as a sinologist and, in a broader sense, as an intellectual. When he retired from university to spend more time on his own research, he wrote a small dissertation, recounting about his experiences and what he thought of Chinese studies in Geneva and at universities in general (*Mémoire sur les études chinoises à Genève et ailleurs*, Librairie du Rameau d'Or, 1998). He bluntly pointed out the failures of education and academic systems, honesty detailing what Chinese studies could and should be. And here is maybe one of his most important characteristics: Jean François Billeter as one of those intellectuals that prevents us from "thinking round in circles".

His interest in atypical philosophers seems to

confirm this. His Ph.D. dissertation about Li Zhì, who he describes as a «cursed philosopher» (*Li Zhì, philosophe maudit (1527-1602): contribution à une sociologie du mandarinat de la fin des Ming*, Droz, 1979), or his many works on Zhuangzi, are testament to his taste for marginality and debate. This is because how he defines himself, as a Chinese professor among Arts and Humanities professors, «a marginal among marginals» (*Mémoire...*, p.7).

That may explain why Jean François Billeter has always managed to explain his opinions in a very clear and didactic way, tacitly showing that ideas can be profound without being hidden behind scholarly gibberish. This comment comes from another pamphlet criticizing François Jullien (*Contre François Jullien*, Allia, 2006). Even if the relevance of the title can be debatable, the main point is that we cannot help thinking about what seems obvious. As a consequence, the perspective about China used by François Jullien adheres too much to a traditional viewpoint that maintains Chinese culture in a position of radical otherness. Here is a philosophical argument between two thinkers which clearly expresses an important characteristic of Jean François Billeter: China and Chinese thought cannot be taught as something we cannot understand. This kind of segregation just emphasizes the gap between cultures, forgetting that cultures always are human cultures, emerging from human nature.

Of course, there are some differences, but they are deeply rooted in a common basis. It is this conviction that led Jean François Billeter to

his massive work on Chinese calligraphy, certainly one of the best written in any western language (*L'art chinois de l'écriture*, Skira, 1989). This conviction is also present in his writings on Zhuangzi, a conviction which is the essence of Daoist philosophy: the majority of knowledge cannot be understood with the intellect, but with the flesh, since we are not body and mind, but some kind of «activity» (“Arrêt, vision et langage”, p.16). Human beings, belonging to a given culture, are above all human bodies.

As a consequence, Chinese culture requires complete involvement, especially when it comes to the Chinese language, the difficulty of which is also its interest. In order to understand such a different culture, it is necessary to become immersed in it. Which is what Jean François Billeter did and still does, without denying his own origins. In fact, his work gives us access to Chinese thought and culture on the basis of our own cultural bearings. In this way, he shows us the connection between western and eastern traditions, a connection which finds its common point in humanity. And this is probably a crucial lesson: knowledge means nothing if it does not help us uplift our souls, our human souls, in raising questions about the Meaning and the meanings of life. ■

Xavier Pietrobon teaches philosophy in Chartres, and is finishing his Ph.D. about the relationship between body and mind in the practice of Tàijí quán. He has already published his Masters dissertation on insomnia (*La nuit de l'insomnie*, L'Harmattan, 2006) and an article about the status of the body in Chinese philosophy (*Le Nouvel Observateur*, “Comprendre les pensées de l'Orient”, 2009).

Mr. Irish Bastard – Unser China-Tourtagebuch

Wir haben im Mai 2009 ein Album auf dem chinesischen Label Proletopia Records veröffentlicht. Deren Angebot, parallel dazu eine Tour in China zu spielen, konnten wir nicht ausschlagen. Hier kommt das Tourtagebuch. Der erste Teil wurde direkt vor Ort geschrieben, der Rest ist ein Gedächtnisprotokoll.



Hallo aus Peking!

Der Flug war überraschend angenehm. Emirates ist eine Fluglinie, die allerhand Komfort bereit hält. Es gibt ständig was zu essen und jeder Sitzplatz hat einen Monitor mit Spielkonsole und diversen Filmen. So vergehen 13 Stunden wie im Flug... In Peking angekommen wurden wir mit Umarmungen von Dee und Joe von Gum Bleed und deren Onkel abgeholt. Der Onkel hat einen großen Wagen, in den wir dann doch nicht alle rein passten. Deshalb wurde zusätzlich ein Taxi gechartert. Die einstündige Fahrt zum Hotel kostete dann tatsächlich schlappe 10 Euro. So kann man es aushalten. Das Hotel liegt direkt im ältesten Teil von Peking, was extrem spannend ist. Es ist alles ziemlich heruntergekommen bzw. für unsere Augen ärmlich, aber dennoch sympathisch. Wir wurden dann um 0 Uhr noch zu köstlichem Essen und Bier auf der Straße ein-

geladen. Es gab Gegrilltes (Hund, Katze, Maus?) und Gurke und Erdnüsse. Gegen halb drei wollten wir dann doch endlich ins Bett fallen. Was für ein famoser erster Abend. Nach Zillionen Stunden Schlaf wurde die nahe Umgebung erkundet. Viele kleine Hinterhöfe und Kleinküchen und nach 10 Minuten waren wir schon am Platz des himmlischen Friedens. Riesig! Extrem ist allerdings der Smog, der über der ganzen Stadt hängt. Die Pekinger sind sehr freundlich und humorvoll und wir haben großen Spaß, hier zu sein. Den Rückweg zum Hotel haben wir in einer Motorrikscha bestritten. Da wird nicht gebremst, nur gehupt. Jetzt sitzen wir im Internetcafe und warten auf unser erstes Konzert im D22. Das Cafe ist rappellvoll. Die Pekinger sitzen hier am Freitagabend und spielen irgendwelche Computerspiele.

Hallo aus Tianjin!

Tianjin ist eine Riesenstadt mit einem unglaublichen Smogproblem. Es ist quasi dunkel, was aber nur an den Abgasen liegt. Ansonsten alles sehr beeindruckend. Die letzten drei Tage haben wir in Peking verbracht. Es gibt so viele Eindrücke, dass es schwer fällt, einen Bericht in geordneter Reihenfolge zu schreiben. Chinesen sind sehr freundlich, humorvoll und hilfsbereit. Außerdem kommunizieren sie sehr gerne. Selbst die, die kein Englisch können, erzählen uns einfach was, wenn sie was sagen wollen und stören sich nicht daran, dass wir kein Wort verstehen. Das erste Konzert im D22 war extrem heiß. Wir waren nassgeschwitzt aber glücklich, dass wir auf einer Pekinger Bühne stehen und die Leute mit uns abfeiern. Danach gab es wieder leckere Lammspieße mit Reis und Gemüse. Für 13 Personen kostet das umgerechnet 25 Euro inkl. reichlich Bier. Ein Doppelzimmer in unserem Hotel kostet 15 Euro....

Am nächsten Abend haben wir im "Mao live house" gespielt, dem beliebtesten Club der Stadt und vielleicht sogar der beste, in dem wir je waren. Perfekte Technik, eine große Bühne und toller Sound. Es war auch super besucht und die Stimmung war nicht zu toppen. Besonders Dirty old town ist hier sehr populär. Ein großartiges Konzert, vielen Dank! Drei Leute der Band haben dann bis acht Uhr morgens



gefeiert und sehen jetzt dementsprechend aus. Nach Tianjin sind wir mit dem Zug gefahren, was ein ordentliches Abenteuer ist. Die Züge sind sehr voll, aber es herrscht eine interessante Stimmung. Wenn jemand etwas laut erzählt, hören alle interessiert zu und mischen sich ein. Es wird gelacht und ruck zuck sind zwei Stunden vergangen. Jetzt bringen wir die Zeit bis zum nächsten Soundcheck rum. Vermutlich gehen wir nochmal Lammspieße essen. Eine spannende Reise geht weiter, wir melden uns. Leider können wir noch keine Bilder schicken.

Wo war ich stehen geblieben?

Das Konzert in Tianjin war leider nur mäßig besucht, aber die Anwesenden haben eine Riesenstimmung gemacht. Der Veranstalter hat sogar vor Glück geweint - wann erlebt man das schon mal? Am nächsten Tag ging es mit einem Hochgeschwindigkeitszug mit

330 km/h zurück nach Peking, wo wir zwei freie Tage verbracht haben. Wir haben gegrillte Skorpione und (Peking-)Ente gegessen. Es ist unglaublich heiß bei schönstem blauen Himmel. Wir haben die verbotene Stadt besucht und garantiert echte Rolex Uhren für 7 Euro gekauft. Calvin Klein Unterhosen (tatsächlich mit "e") kosten 70 Cent.

Das Fahren mit den Motorrikschas ist ein neues Hobby von uns geworden. Brandgefährlich, aber sehr Spaßig. Morgen geht es nach Wuhan, was eine Zugreise von 6 Stunden bedeutet. Da soll es noch heißer sein. Vielleicht hätte ich doch eine kurze Hose einpacken sollen... Unser Trommler Ivo ist hier übrigens ein totaler Exot. Ständig wollen sich Leute mit ihm fotografieren lassen. Die Mädchen kreischen vor Begeisterung. Er genießt es still.

Habe ich geschrieben, wir fahren nach Wuhan?

Stimmt nicht, es ging nach Anyang. Das ist eine mittelgroße Industriestadt mit ca. sieben Millionen Einwohnern, die anscheinend noch nie Leute wie uns gesehen haben. Wir werden bestaunt wie Außerirdische. Der Zirkus ist in der Stadt!

Die Luft hier ist unglaublich schlecht. Man könnte meinen, es wäre neblig, aber tatsächlich nehmen einem die Abgase die Sicht und man hustet mit den Eingeborenen. Wer hier kein Lungenleiden bekommt, ist mächtig hart im Nehmen. Auf der sechseinhalbstündigen Zugfahrt von Beijing hierher war es wieder einmal interessant zu beobachten, wie wildfremde Menschen auf einmal miteinander ins Gespräch kommen und so wirken, als würden sie sich schon ewig kennen. Es wird munter geplaudert und zwischendurch heißes Wasser für die obligatorischen Nudeln besorgt, die lautstark geschlürft werden. Sind alle Chinesen einfach eine große Familie? Das Konzert im 5 Star Club war extrem verrückt. Als offensichtlich erste westliche Band waren alle Anwesenden sehr

aufgeregt. Die Mädchen kreischten und jeder hatte eine Kamera mit und hat uns fotografiert oder gefilmt. Es wurde trotz fehlender Englischkenntnisse mitgesungen und fleißig applaudiert. Nach der Show wollte jeder noch



ein Foto mit den großen Menschen mit den riesigen Nasen machen. Lustig!

Um zwei Uhr waren wir dann im Hotel. Für 17 Euro gibt es ein tadelloses Doppelzimmer. Sagt es eigentlich etwas über die Qualität eines Hotels aus, wenn man beim Einchecken Kondome bekommt? Eben haben wir noch CDs gekauft, die ca. einen Euro kosten. Rammstein und Sarah Connor werden auch angeboten.

Chinesen scheinen nachts wenig zu schlafen. Dafür nutzen sie tagsüber jede Gelegenheit, um kurz einzunicken: Die Verkäuferin mit dem Kopf auf der Ladentheke, die Dame vom Hotel auf einer Pritsche hinter der Rezeption. Stress, Hektik und Aggression scheinen hier unbekannt zu sein. Dennoch sind die Chinesen sehr geschäftstüchtig. Jeder hat irgendwas zu verkaufen und versucht, besonders den Touristen die Waren schmackhaft zu machen. Um alles wird aber erst mal gefeilscht. Den ursprünglich genannten Preis kann man um mindestens 50% drücken. Angetrunken auf dem nächtlichen Weg nach Hause werden wir allerdings jedes mal wieder beim Kauf von Wasser und Schokolade übers Ohr gehauen... In den riesigen Bahnhöfen werden am Eingang alle Koffer und Taschen durchleuchtet. Auf die Frage, ob das ein Schutz gegen Terroristen

sein soll, antwortet unser chinesischer Begleiter: „Was sind Terroristen?“ Interessant. Das Thema Schweinegrippe wird hier sehr ernst genommen. Am Flughafen wird man mit Wärmekameras gescannt und wir haben einen



Deutschen kennengelernt, der aufgrund einer leicht erhöhten Temperatur herausgewunken wurde, um sieben Tage seines zwei wöchigen Urlaubs in Quarantäne zu verbringen. Die Jungs von Gum Bleed (die Band, mit der wir hier unterwegs sind) finden, dass unser Banjo-Spieler aussieht wie Monkey King. Monkey King ist Chinas famosster Cartoon-Held. Er ist stärker als alle bislang bekannten Superhelden und sogar mächtiger als die Götter. Immer, wenn wir fragen, ob dieser oder jener stärker als Monkey King sei, heißt es empört "No, no! Monkey King is stronger than everyone!" und "Monkey King never dies!"

Am nächsten Tag geht es mit dem Zug nach Zhengzhou.

Wieder über sechs Std. Einmal Münster – Zürich. Das "7 live house" ist ein guter Laden. Leider spricht der Techniker auch kein Wort Englisch, so dass mit Händen und Füßen und mit der Hilfe unserer chinesischen Kollegen von Gum Bleed erklärt werden muss, dass wir eigentlich diverse DI Boxen für Banjo und Mandoline etc. brauchen. Da es diese aber leider nicht gibt, muss improvisiert werden, was auch gut funktioniert. Den meisten Chinesen fehlt ein Enzym zum Abbau von Alkohol. Deshalb hat

Chinesisches Bier nur 3,3 % Alkohol. Da es uns damit dann doch etwas mühsam wurde, haben wir uns am Kiosk Whisky gekauft. Der ist allerdings mit knapp 20 Euro sehr teuer. Das Konzert war besonders interessant, da ein Chinese mittleren Alters fast pausenlos einen Hitlergruß präsentierte. Nicht, um uns zu provozieren, sondern weil er es damit todernst meinte. Das kam beim Gespräch nach dem Konzert raus, in dem er erzählte, was für ein großer Freund des Faschismus er wäre. Das schmeckte uns nicht sonderlich und den Jungs von Gum Bleed erst recht nicht und so wurde der Herr einmal durch den Saal gekickt und nach draußen befördert. Dann sollten wir schnell unsere Sachen packen und uns aus dem Staub machen. Es wäre nämlich gut möglich, dass der Hitlerjunge gleich mit seinen Freunden wieder käme. Das hätten wir gerne erlebt! „Deutsche Band von chinesischen Nazis bedroht!“ Das wäre doch mal eine Schlagzeile gewesen. Es tat sich aber nichts.

Gegen 0 Uhr gab es dann Essen in einem klitzekleinen Lokal neben dem Club. Ich rate mal auf insgesamt 12 qm. Draußen regnete es inzwischen ganz ordentlich und es tropfte durch das Dach auf die Tische. Lauschtig. Während ich diese Zeile schreibe kann ich mich nicht erinnern, wo wir übernachtet haben. Wir sind aber bestimmt mit dem Taxi dorthin gefahren...

Die nächste Zugreise führt uns nach Wuhan.

Übrigens können wir nicht bestätigen, dass Chinesen drängeln oder sich rücksichtslos benehmen, wie in Reiseführern beschrieben wird. Das Einsteigen lief immer ganz gesittet ab. Da alle Sitzplatzreservierungen haben, gibt es auch keine Diskussionen. Wir überqueren den „langen Fluss“, der auch noch SEHR breit ist.

In Wuhan werden wir von Freunden von Gum Bleed abgeholt und wieder in Taxen verfrachtet. Wuhan ist RIESIG und hat was von Las Vegas. Ich war noch nie in Las Vegas, aber

so stelle ich mir das vor. Überall Lichter und Geblinke und Glückspielwerbung. Wir fahren ca. 40 Minuten mit dem Taxi und landen dann beim Vox, einem recht großen Club, der vielversprechend aussieht und es auch ist. Wir überspringen Soundcheck, eine talentfreie Lokalband und den famosen Auftritt von Gum Bleed und entern gegen 22 Uhr die Bühne. Es erwarten uns über 300 Zuschauer, die richtig Lust haben, Alarm zu machen. Der Applaus ist atemberaubend und wir fühlen uns sehr erfolgreich. Es wird getanzt und rumgeschrien, als würde es morgen verboten. Eins der besten Konzerte überhaupt. Wu-hei, der Sänger von SMZB, einer der erfolgreichsten chinesischen Punkbands, betreibt nebenan eine Irish Bar und überredet uns, anschließend noch ein unplugged Konzert in seinem Laden zu spielen. Na, warum auch nicht?! Es wird Whiskey gereicht und die Songs werden irgendwie neu interpretiert. Lustig war's auf jeden Fall. Übernachten sollten wir irgendwo außerhalb in einem Hinterhof in einem Matratzenlager, in dem schon Leute lagen und diverse Hunde und Katzen wohnten. Wir mussten leider riskieren, unsere Gastgeber maximal zu beleidigen und das Angebot abzulehnen. Das war uns doch eine Spur zu siffig. Also wurde die bandeigene Kreditkarte gezückt und das nächste Hotel aufgesucht. Das war doch eher was für uns. Gute Nacht!

Da es nach Shanghai kein Katzensprung ist, wollten uns die Gum Bleed Boys am nächsten Morgen um neun Uhr abholen. Inzwischen war es vier Uhr nachts. Was machen die Deutschen also? Sie sitzen um neun Uhr abholbereit im Eingangsbereich und warten. Warten etwas länger. Auf einmal kam die Dame von der Rezeption, die übrigens auch kein Englisch sprach, mit einem Telefon zu unserer Whistle Spielerin Lily. Am anderen Ende der Leitung war ein völlig fremder Mann. „Ihr wollt also zum Vox Club, um eure Sachen zu holen?“ „Äh ja, aber wer sind sie denn?“ „Sagen wir, ich bin ein Freund!“ Das ganze zog sich eine Weile hin und dann konnte der Herr

der Dame vom Hotel die chinesischen Schriftzeichen diktieren, die uns zum Vox führen sollten. Das ist deshalb so wichtig, da die Taxifahrer weder englisch sprechen, noch mit den uns geläufigen Schriftzeichen etwas



anfangen können. Die Gentlemen von Gum Bleed hatten sich nämlich bislang nicht blicken lassen.

Wir überspringen die Taxifahrt zum Vox, die Erkenntnis, dass Gum Bleed wohl verschlafen haben und die Erkenntnis, dass wir den Schnellzug nach Shanghai nicht mehr erwischen würden. Wir schalten wieder ein, als ich im Taxi mein Testament schreibe. Das geht Gott sei dank sehr schnell, da ich nichts zu vererben habe. Ich übertreibe nicht, wenn ich von ernsthafter Todesangst spreche! Die Fahrerin versucht, den Stau zu umgehen, indem sie mit Vollgas auf die Gegenseite fährt, auf der natürlich auch reichlich Verkehr unterwegs ist. Auf die warnenden Lichtsignale der entgegenkommenden Autos reagiert sie mit Dauerhupen. Ich rufe Dee, der ebenfalls nicht angeschnallt auf dem Beifahrersitz sitzt, zu, dass ich noch nicht sterben will. Er lächelt entspannt. Wie macht er das nur? Immer wieder gelingt es der Fahrerin, ihren Wagen in letzter Sekunden wieder in die rechte Spur einzufädeln und dem Sensenmann ein ums andere mal von der Schippe zu springen. Ich habe bereits mit allem abgeschlossen. Wenn es also in Wuhan mit mir zu Ende gehen soll, in Ordnung. Da ich davon berichten kann, scheinen wir überlebt zu haben. Aber knapp!!

Wir überspringen die Erkenntnis, dass wir den Zug tatsächlich verpasst haben und neue Tickets gekauft werden müssen und besteigen den nächsten Schnellzug. Den haben wir tatsächlich komplett für uns. Will niemand



nach Shanghai? Die Ausstattung ist einem ICE ähnlich. Sehr angenehme 6 Stunden warten auf uns. Es wird ein wenig Schlaf nachgeholt.

Dann: Shanghai

Waren die anderen Städte schon RIESIG, dann ist Shanghai RIESIGRIESIG! Die Taxifahrt vom Bahnhof zum Club dauert eine Std. Schon mal versucht, ab dem Münsteraner Bahnhof 1 Std mit dem Taxi zu fahren? Dann ist man aber schon mindestens in Dortmund. Gewaltige Hochhäuser und blinkende Werbetafeln von internationalen Konzernen machen klar, dass das hier wohl nicht Wanne-Eickel, sondern eine ernstzunehmende Weltstadt ist. Da selbst diese gewaltige Stadt dem Verkehr nicht mehr gewachsen ist, verlaufen die Straßen teilweise auf drei Ebenen. Wir ziehen unsere Hüte vor den Stadtplanern.

Das "021 rick" ist ein charmanter kleiner Club mit improvisiertem Equipment, das aber erstaunlich gut klingt. Wir treffen Sota, unseren Labelboss aus Japan, der extra von Tokyo nach Shanghai geflogen ist, um uns zu sehen. Was für ein netter Kerl... und er hat auch noch Sake mitgebracht! Das Konzert war eher mäßig besucht, was für einen Samstagabend natürlich schade ist. Allerdings sehen wir zum

ersten Mal erwachsene Herren, die vor Begeisterung kreischen! Nach dem Konzert spricht mich ein Chinese an. Wir hätten seine Meinung über Deutsche verändert. Er war sich sicher, dass Deutsche immer ernst sind und nie sonderlich viel Spaß haben. Wir hätten das widerlegt. Das hört sich gut an und wir haben ihm natürlich nicht erzählt, dass die meisten Deutschen so sind, wie er sich das vorstellt. Der Besitzer des Ladens entert später auch noch die Bühne, um ein paar Songs zum Besten zu geben. Er möchte gerne unsere Gitarre haben, da seine total verstimmt ist. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass man keine neue Gitarre braucht, sobald die alte verstimmt ist und helfen ihm schnell dabei, seine wieder flott zu kriegen. Die Songs werden dadurch nicht besser, so dass wir uns recht bald höflich verabschieden. Unser Hotel ist direkt eine Straße weiter und nachdem die Koffer verstaut sind, geht es nochmal los, um ein paar Lammspieße mit Reis zu essen.

Gut ausgeschlafen entern wir am nächsten Tag Downtown Shanghai.

Ein marokkanischer Basar ist ein Witz dagegen. Ständig wird man von Händlern angesprochen „Want a watch? DVD? Cheaper, cheaper!“ Wir flüchten erst zu Starbucks, dann zu Pizza Hut. Der erste Eindruck bleibt: Shanghai ist einfach ZU GROSS! Abends treffen wir auf Sham 69, mit denen wir heute das letzte Konzert im "Yu Yintang" spielen. Nette Leute, die tatsächlich schon seit 1975 in Sachen Punkrock unterwegs sind. Der Laden hat eine Art Biergarten, in dem man prima unter Bäumen sitzen kann. Wir spielen als erste von 3 Bands. Der Laden ist rappelvoll und gut dabei. Besonders Sota ist wieder sehr textsicher und gibt alles. Der Sound auf der Bühne ist ziemlich matschig und wir hauen ein paar mal daneben, aber das scheint niemand zu merken. Dee von Gum Bleed unterstützt uns bei „Let got“ und es wird ein famoses letztes Konzert. Anschließend sitzen wir in großer Runde im Biergarten und

bringen den Chinesen allerhand nutzloses auf Deutsch bei. „Prost, Alter“ sitzt auf Antrieb! Wir haben alles gefilmt, freut euch auf die Beweise auf Youtube!

Wir überspringen 38 Dosen Bier und 0,33 Erdinger für vier Euro, Verabschiedungen von Sota und landen erschöpft aber glücklich wieder in einem Restaurant bei Lammspießen und Reis. Der nächste Tag kann noch einmal für Shopping und Sightseeing genutzt werden. Den krönenden Abschluss bildet ein Abendessen „on the bund“, also direkt am Fluss mit Blick auf die Skyline.

Atemberaubend! Sowas hat keiner von uns je zuvor gesehen und wer weiß, wann man so etwas nochmal zu sehen bekommt? Vielleicht nächstes Jahr in Tokyo?!

Wir überspringen 15 Stunden Rückflug inklusive diverser Fläschchen Rotwein und landen im verregneten Düsseldorf.

Was für eine großartige Reise! Vielen Dank an alle, die das möglich gemacht haben. Wir können jedem raten, der kein Asthma hat: Fahrt nach China! ■

Nachdruck aus dem Ox-Fanzine Nr. 85, August/September 2009 (www.ox-fanzine.de).

<http://mrrishbastard.com/>
<http://www.myspace.com/mrrishbastard>

Mr. Irish Bastard on Stage in China:

<http://www.youtube.com/watch?v=ZW8qPpEfilU>
<http://www.youtube.com/watch?v=O-gH1GQOrJ4&feature=related>
<http://www.youtube.com/watch?v=fxAwvR2-Oe4&feature=related>

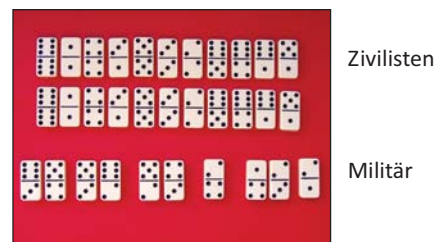
Domino – Ein Casino-taugliches Zockerspiel

von Claus Voigt

In der vorletzten Ausgabe habe ich die Geschichte der Täfelchenspiele vorgestellt. Domino ist eines der wichtigsten und in China seit der Song-Dynastie nachgewiesen. Das Spiel ist also chinesischen Ursprunges und ob die europäische Ausgabe einige hundert Jahre später eine Parallelerfindung war oder jemand die chinesische Spielidee nach Europa brachte, ist nicht bekannt.

Domino gilt nur in Deutschland als Kinderspiel. In allen spanischsprachigen Ländern zum Beispiel ist es ein Männerspiel und wird in Cafes und Bars mit Leidenschaft und Ausdauer gespielt. Dies gilt auch für Asien. Wie auch bei den Spielkarten gibt es für Domino eine große Anzahl von Regeln.

Das chinesische Standarddomino umfasst 32 Steine. Es kennt keine Null und so entstehen 21 Steine, wenn man die Zahlen von 1 bis 6 mit sich selbst und allen anderen auf den Steinen kombiniert. 11 dieser 21 Steine gibt es zweimal in einem Spiel. Diese doppelt vorhandenen Steine werden Zivilisten (22) genannt. Die nur einmal vertretenen heißen Militärs (10). Die Abbildung1 zeigt die Sortierung.



Die Steine bestehen oft aus dunklem Material. Die Punkte sind weiß, wobei die Punkte der 1, der 4 und ein Teil der 6 rot ausgemalt sind. Das entspricht der Farbgebung auf dem klassischen Würfel in China. Natürlich gibt es das Spielmaterial auch in Kartenform. Wie alle chinesischen Spielkarten sind Domino

Karten sehr schmal (um die 3 cm) und sehr hoch (um die 9 cm).

Wer sich ein Satz Steine selber zusammenstellen möchte, benötigt zwei europäische Dominosätze. Man sortiert alle Steine mit Blank (0) aus, nimmt alle Zivilisten doppelt und die Militärs einfach. Die doppelten Militärs werden ebenfalls beiseitegelegt. Die Regeln für die chinesischen Dominosteine reichen von einfachen schnellen Spielen bis zu Casino-tauglichen Zockerspielen. Fast alle Varianten werden gerne um Geld gespielt. Die chinesischen Spieler sind geübt und der Leser möge bitte im Hinterkopf behalten, dass das Sinologiestudium in diesem Bereich nicht besonders qualifiziert.

Festgeschriebene Standardspielregeln findet man selten. Jede Stadt, jedes Dorf hat seine eigene Variante. In einer neuen Spielrunde sollte man sich daher immer die am Ort praktizierte Regel erklären lassen. Dies vermeidet Frust und Streit, aber das kennt man ja auch vom hiesigen Doppelkopf. Die Etikette ist die gleiche wie bei den Kartenspielen. Die Steine werden gemischt und in der Mitte des Tisches verdeckt aufgebaut, meist zu einer Mauer aus acht Stapeln mit jeweils 4 Steinen. Das Geben ist ein Nehmen und zwar Stapel für Stapel gegen den Uhrzeigersinn. Gespielt wird ebenfalls in dieser Richtung. Einfach, ungewöhnlich und eine gute Einübung für komplizierte Regeln.

Tsung Shap für 2 Spieler

Spielziel: Es gewinnt, wer mehr Punkte als sein Gegner erzielt. Kombinationen aus drei Steinen, deren Augensumme 10 oder ein Mehrfaches beträgt, bringen Punkte. Dies gilt auch für Paare aus zwei identischen Steinen.

Spielvorbereitungen: Die beiden Spieler nehmen sich abwechselnd Viererstapel aus

der Mitte des Tisches und stellen diese verdeckt vor sich. Jeder erhält so 16 Steine. Der Startspieler wird ermittelt, in China gerne durch einen Würfel.

Das Spiel:

Der Startspieler zieht einen Stein aus seinem Vorrat und legt ihn offen in die Mitte des Tisches. Gleiches macht der zweite Spieler. Anschließend wird immer alternierend verdeckt gezogen und rechts oder links an die vorhandenen Steine offen angelegt. Angelegt werden die Längsseiten. Das sieht dann so aus:



Anders als beim europäischen Domino muss hier nichts passen. Ein Spieler erobert Steine, wenn:

- der gelegte Stein mit dem rechten oder linken Randstein identisch ist. Er nimmt das Paar an sich. Die Augen eines Paares werden bei der Abrechnung mit 10 multipliziert.
- der gelegte Stein (5/2) mit den beiden rechten (5/1 | 6/1) oder den beiden linken Randsteinen ein Tripple bildet, dessen Augensumme 10 oder ein Mehrfaches hiervon beträgt.
- der gelegte Stein (5/2) mit dem rechten (6/1) und dem linken Randstein(3/3) ein Tripple bildet, dessen Augensumme 10 oder ein Mehrfaches hiervon beträgt. Tripple zählen immer ihre Augensumme, außer der Spieler hat mit der Eroberung

des Tripple alle offenen Steine vom Tisch entfernt. Ein solches Tripple zählt immer 40 Punkte.

Können keine Steine erobert werden, so muss der gespielte Stein links oder rechts angelegt werden. Hat ein Spieler alle Steine vom Tisch erobert, so legt dieser einen Stein aus seinem Vorrat offen ab. Hat ein Spieler seinen Spielzug beendet und eine Gewinnmöglichkeit übersehen, so darf sein Mitspieler diese benennen und die entsprechenden Steine nehmen. Anschließend macht er seinen regulären Spielzug. Das Spiel endet, wenn ein Spieler am Zug ist und er keinen Stein mehr in seinem verdeckten Vorrat hat. Es gewinnt, wer dann die meisten Punkte erobert hat.

Tau Ngau 3 - 6 Spieler

Benötigt werden für jeden Mitspieler 30 Chips, z.B. Streichhölzer, Erbsen.

Spiegelziel: Am Ende der Partie möglichst viele Chips gewonnen zu haben. In einem Spiel benötigt man mit zwei Steinen mehr Punkte als der Banker.

Spiegelvorbereitung: Vor dem ersten Spiel wird der Banker ermittelt. Später wechselt diese Funktion immer dann zu dem rechten Mitspieler, wenn der Banker eine 10er Ablage gemacht hat (s.u.). Die Steine 4-2 und 3-1 sind eine Art Joker. Sie zählen jeweils 3 oder 6 Augen. Der Banker mischt die Steine und baut sie verdeckt zu einer Mauer in der Mitte des Tisches auf. Gegen den Uhrzeigersinn zieht jeder verdeckt einen Stein. Dies geschieht so lange, bis jeder am Tisch fünf verdeckte Steine vor sich liegen hat. Nun bietet jeder Spieler eine Anzahl Chips. Das Gebot kann von dem Banker limitiert werden.

Das Spiel:

Jeder deckt seine Steine so auf, dass die anderen seine Steine nicht einsehen können. Nun muss jeder am Tisch drei Steine verdeckt ablegen.

Die Augensumme dieser drei Steine muss 10, 20 oder 30 betragen. Kann ein Spieler diese Ablage nicht bringen, so verliert er seinen Einsatz an den Banker. Kann der Banker diese Ablage nicht bringen, so bekommen alle Spieler, die eine Ablage gebracht haben, ihren Einsatz vom Banker verdoppelt. Spieler, die ebenfalls keine 10er Ablage bilden konnten, dürfen ihren Einsatz zurücknehmen. Hat der Banker keine Ablage gebracht, so bleibt er Banker. Haben Banker und Spieler eine 10er Ablage gebracht, so addieren sie jeweils die Augen der beiden ihnen verbliebenden Steine. Sollten es mehr als 10 Augen sein, so werden 10 davon abgezogen, z. B.:

$$4/3 + 1/1 = 9$$

$$6/5 + 1/1 = (1)3$$

Jetzt vergleicht jeder Spieler sein Ergebnis mit dem Ergebnis des Bankers. Hat er eine höhere Augenzahl, so gewinnt er und bekommt vom Banker seinen Einsatz verdoppelt. Hat der Banker die höhere Augenzahl, so zieht er den Einsatz des Spielers ein. Haben Spieler und Banker die gleiche Augenzahl, so nimmt der Spieler seinen Einsatz zurück. Haben alle im Spiel verbliebenen Spieler abgerechnet und hat der Banker seine Ablage gebracht, so wechselt jetzt die Funktion des Bankers für das nächste Spiel. Eine Partie endet nach einer vereinbarten Spieleanzahl oder wenn ein Spieler pleite ist. Gewinner ist, wer die meisten Chips besitzt. ■

Diese beiden einfachen Regelwerke dienen der Einstimmung; die komplizierteren stelle ich in einer der folgenden Ausgaben vor.

Claus Voigt ist ausgewiesener Fachmann für Spiele und Autor zahlreicher Bücher. Zuletzt erschien 2006 sein Buch „Asiatische Spiele: Geschichte, Regeln, Taktik“ im Humboldt-Verlag.

Für seine Willkür büßen – Bei Ling im Gespräch 與貝嶺對話

von Liu Hongyu

Am 2. November 2009 veranstaltete der Fachbereich Sinologie des Ostasiatischen Instituts Leipzig mit Unterstützung der Taipeh Vertretung in der Bundesrepublik Deutschland einen Diskussionsabend mit Bei Ling. Bei Ling, Dichter, Essayist und Verleger, gründete 1993 ein kritisches Literaturmagazin, für dessen illegale Publikation er in China im Jahr 2000 kurzzeitig im Gefängnis war. Ein Jahr später gründete er in den Vereinigten Staaten den Independent Chinese P.E.N. (<http://www.penchinese.net/>). Bei Ling lebt im politischen Exil in Boston und in Taipeh. In der Zeitschrift Tendency (<http://tendencychinese.com>) gibt er sowohl Werke chinesischer Exilschriftsteller, als auch internationaler Autoren heraus.

Nachdem Bei Ling auf der Veranstaltung zwei seiner Gedichte vorgelesen hatte, berichtete er über zwei dramatische Begegnungen mit der chinesischen Staatsinstanz. Das erste Mal vor neun Jahren, als er wegen angeblich illegaler Buchpublikationen von der Polizei in Peking festgenommen und ins Gefängnis geworfen wurde; und das zweite Mal im Herbst dieses Jahres, als er in Begleitung der Schriftstellerin Dai Qing auf der Frankfurter Buchmesse als Gegenpart der offiziellen chinesischen Delegation mit dieser in der Öffentlichkeit konfrontiert wurde. In der Tat hat der Bericht über diese beiden Begegnungen beim anwesenden Publikum eine viel stärkere Aufmerksamkeit erregt als die Gedichte. Offensichtlich fühlte sich der Dichter auch sichtlich bewegt, als er sich an die Szenen auf der Buchmesse erinnerte, die von ihm als ein nennenswerter Erfolg im Kampf um die Pressefreiheit und für die Abschaffung von Staatszensur in China bezeichnet wurde. Allerdings bin ich eher skeptisch mit den tatsächlichen Auswirkungen der vom Dichter so bewegt geschilderten Konfrontation in Frankfurt. Ich kann mir gut vorstellen, dass diese Konfrontationssituation vor allem Dai Qing eine ideale Gelegenheit geboten hat, eine offene Rechnung mit der KPCh zu begleichen und in einer sehr emotionalen Art und Weise für ihre eigene langjährige von der chinesischen Staatsinstanz erniedrigte



Selbstachtung zu plädieren. In dieser Hinsicht beschlich mich das Gefühl, dass sie eigentlich eher für sich allein gekämpft hatte. Wenn es wirklich ein Triumph sein sollte, dann lediglich ein privater Triumph.

Für die wacklige Exilexistenz des Dichters kann das Konfrontationsereignis eine positive Wendung bedeuten, da er durch die hinzugewonnenen Sympathien als Kämpfer oder sogar als eine Art „Held“ der gegenwärtigen demokratischen Bewegung Chinas logischerweise nicht nur mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sondern auch entsprechend stärkere Unterstützung – geistig sowie materiell – aus der Öffentlichkeit erhalten wird. Somit könnte er leider aber auch unter Umständen in die Klemme geraten sein. Denn obwohl er sich selbst in erster Linie als Künstler definiert, der um ars gratia artis wirbt, wird er von der Öffentlichkeit nun aber wahrscheinlich eher

als eine politische Figur betrachtet. Nicht zuletzt wird die von ihm vermittelte Botschaft auch immer spontan als eine politische wahrgenommen.

Für die chinesische Instanz bedeutete es unweigerlich einen schwerwiegenden Gesichtsverlust, als ihre höchst ungeschickte, unerfahrene und unprofessionelle Handlungsweise auf der internationalen Bühne peinlich entblößt wurde. Gleichzeitig stellte dies ebenso einen herben Rückschlag für die Reformen innerhalb der KPCh, die für eine Fortsetzung der Öffnungspolitik und die Anerkennung der internationalen Spielregeln plädieren, dar. Auf der anderen Seite lieferte diese „PR-Panne“ insbesondere dem konservativen Flügel der KPCh den besten Beweis für die angeblich wahre Existenz einer „Anti-China-Front“ und die Notwendigkeit der Fortsetzung einer absolutistischen Politik mit Staatszensur und Pressekontrolle.

Die Medien aber zogen aus diesem Konfrontationsereignis eigentlich am meisten Gewinn, weil das Ereignis überwiegend ein Medienereignis war. Das heißt, es wurde von den Massenmedien nicht nur repräsentiert, sondern auch in erheblichem Maße inszeniert. In der Tat spielte sich das ganze Ereignis nach einem klassischen Drehbuch mit einer typisch dualistischen Konstruktion – schwarz und weiß, gute und böse – ab. Während der geschlagene Bösewicht für seine Willkür büßen muss, haben die siegreichen Helden das letzte Wort. Somit bleiben die Medien eigentlich der große Gewinner bei der ganzen Sache. Diese extrem leicht vermittelbare Story kann sich einfach nicht noch besser abgespielt haben, als wie sie in Frankfurt ablief. Ich denke, dass die Medien sich dabei auch ein wenig überrascht gefühlt haben, dass alle Akteure dieser Tragödie ohne jegliche Vorbesprechung ihre jeweilige Rolle spontan annahmen und fast perfekt ausfüllten.

Der Dichter Bei Ling ist ein aufrichtiger Künstler und im gewissen Sinne auch ein Idealist, jedoch



leider absolut keine erfahrene politische Figur. Während des Gesprächs in Leipzig gab er zu, dass er sich vor Frankfurt und der Entscheidung, Dai Qing bei dieser aufregenden Aktion zu begleiten, wenig Gedanken über konkrete Folgen solcher Konfrontationen auf der Buchmesse gemacht hatte. Andererseits betonte er aber auch, dass es seiner Ansicht nach keine anderen realistischen Alternativen mehr gäbe, die eventuell zu einer besseren und vernünftigeren Lösung führen könnten. Ich meine aber, dass es durchaus andere realistische Alternativen gibt, die sich in der Tat auch als bessere Lösung erweisen könnten. Allerdings befinden sich solche Alternativen nicht im Blickfeld der gegenwärtigen Medienakteure. ■

Liu Hongyu 刘鸿宇 ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Fachbereich Sinologie des Ostasiatischen Instituts der Universität Leipzig. Seine Forschungsschwerpunkte sind Medienkultur und moderne Kulturforschung, Sozialpsychologie, westliche und chinesische Kunstgeschichte und Ästhetik.

Sich dem Fremden nähern: Photographien aus Schantung

„Jeder beabsichtigten Schilderung des Fremden sind Elemente der Selbstdarstellung dessen eingeschrieben, der ihr Urheber ist.“ (Oppitz, S. 24.)

Auf dem Laoshan sitzend, die Zeit vergessend, schweift der Blick hinab in die Ferne. In das Tal, auf den krummen Verlauf der Bucht, den leeren Strand.

Soeben hat er mich entdeckt. Er schaut mich an, nebenbei bläst er weiter auf seiner Mundorgel. Die Hochzeitsmusikanten ziehen an mir vorüber, nur er hat mich entdeckt. Diese Entdeckung lässt seine Augen für einen kurzen Moment weit aufreißen und an mir verharren.



Von diesen und ähnlichen Begegnungen erzählen die Photographien des Paul Ernst Praßer. Aufgenommen in den Jahren seines Militärdienstes in dem von deutschen Truppen gewaltsam besetzten Gebiet um die Kiautschou-Bucht und die Stadt Tsingtau zwischen 1907

und 1909. Zwei Jahre und vier Tage dauerte sein Dienst in China, von dem er fast 200 photographische Aufnahmen (Glasnegative, 9x12) mit nach Hause zurückbringt. Geordnet nach Bezeichnungen wie Alltagsleben, Kultur und Brauchtum, Hochzeit und Beerdigung oder Deutsche Spuren und Einflüsse, unterschrieben mit Bildunterschriften wie „Die Sänfte der Braut“, „Käfige mit Mandarinschuhen“, „Handel u. Wandel im Hafen Schatsy k'ou“, „Zählen der Transporte mit Zählstäben“, „Erntebittfest (Aschekreise auf der Tenne)“ oder „Unsere Bismarckkasernen“. Obwohl bei einem Luftangriff auf Nürnberg gegen Ende des Zweiten Weltkrieges die Negative verschüttet wurden, konnten dennoch brauchbare Abzüge der geborgenen Negative erstellt werden. Nach dem Tod von Paul Praßer 1972 gelangten zwei Holzkisten mit den erhaltenen Negativen zu seinem Sohn Artur Praßer nach Köln. Jedoch verliert sich hier die Spur der Negative, so dass nur ein paar Jahre zuvor erstelltes Familienalbum mit 188 Abzügen erhalten ist.

Betrachten wir die Aufnahmen etwas genauer, dann fällt auf, dass die meisten Bilder der Dokumentation des einheimischen Alltags vor Ort folgen: Fischer beim Flickern der Reusen, ein Wahrsager beim Deuten der Zukunft, Handwerker beim Nachgehen ihrer Arbeit, Bauern beim Dreschen des Kornes, Musikanten beim musizieren für eine Hochzeitsprozession. Relativ wenige Motive zeugen vom damals dazugehörigen Kolonialalltag, von der Anwesenheit deutscher Soldaten und der Anlage ganzer Straßenzüge westlicher Architektur. Nur die Aufnahme mit der Kolonialverwaltung, die auf einer Anhöhe thront, mit Blick auf die Bucht

und die umliegende vorwiegend rural geprägte Umgebung, verweist überaus deutlich auf den damaligen Status Tsingtaus als deutsche Kolonie.

Die Menschen. Ihr Treiben ist anwesend, was den Aufnahmen unweigerlich Authentizität verleiht, denn sie werden vom Betrachter doch häufig als mittendrin wahrgenommen, als ein Bestandteil von vielen und weniger als Fokus. Alles ist in Bewegung und so scheint der Betrachter auch nur ein vorübergehender zu sein. Hingegen vermitteln die wenigen Aufnahmen der Kolonialgebäude und die breiten Straßen mit den hohen Laternen eher eine Starre. Menschen sind kaum auf den gepflasterten Straßen zu sehen, nur am Ende, am Seitenrand ein paar wohlgekleidete Personen. Ohne Wissen um die Herkunft der Photographien, man würde denken, sie wären um die Jahrhundertwende in einer biederen deutschen Kleinstadt entstanden. Ganz anders die Märkte, auf denen ein reges Treiben herrscht, Händler, die Chinakohl, Bastmatten und anderes feilbieten, Garküchen, deren Düfte man förmlich zu riechen vermag.

Es scheint fast, als wären zwei parallele Welten dokumentiert worden, nur manchmal, wenn man genau hinschaut, entdeckt man die Einschreibung des kolonialen Elements in den Alltag von Tsingtau, nämlich dann, wenn etwa hinter einer chinesischen Dorfschule sich ein deutsches Verwaltungsgebäude zeigt und Bauwerke westlicher und chinesischer Architektur vermischt miteinander auftauchen. Dann verschmilzt die soziale Dokumentation des einheimischen Alltags mit der kolonialen Realität der damaligen Zeit.

Militär, Soldaten, Kriegsgerät sind eher selten auf den Bildern präsent. Sie besetzen keinen photographischen Raum, jedoch ist der Dokumentierende Militärangehöriger und als solcher nun anwesend, wenn auch nur hinter der Kamera. Aber er ist anwesend. Und er ist Beobachter, der sich als solcher durch seine Aufnahmen den Beobachteten entgegensetzt.

Dieses Entgegensetzen birgt zumindest potentiell eine gewisse Form von ‚Machtausübung‘, indem eine indirekte Kontrolle über das intendierte Dargestellte ausgeübt wird. Was soll gezeigt werden, wie soll es dargestellt werden, was ist anwesend, was ist das Abwesende der Aufnahmen.

Den Intentionen des Fotografen nach liegt der ursprüngliche Sinn der Aufnahmen in der Dokumentation des erlebten Fremden während seiner militärischen Dienstzeit in China für die Familie als ein Mittel der Erinnerung. Der vielleicht interessanteste Gedanke, die sich dem geneigten Betrachter aufdrängt, ist wohl, ob wir es bei diesen individuellen, nach subjektiven Kriterien erwählten Aufnahmen mit einer historischen Realität zu tun haben, der man überhaupt einen Anspruch von Realität beimessen kann? Ist es so gewesen? Oder um mit den Worten von Roland Barthes zu fragen, ist in diesen photographischen Aufnahmen *„die unerhörte Verschränkung von Wirklichkeit (,Es-ist-so-gewesen‘) und Wahrheit (,Das ist es!)“* gegeben? Nach Barthes ruft die *„Photographie nicht die Vergangenheit ins Gedächtnis zurück“*, da die Wirkung, die sie ausübt, nicht in der Wiederherstellung des (durch Zeit und durch Entfernung) Aufgehobenen besteht, sondern in der Beglaubigung, dass das, was zu sehen ist, tatsächlich dagewesen ist. Man glaubt, die schwarzweiße Bildästhetik mit ihren implizierten Vergangenheitsmomenten vermag eine längst vergangene Realität sichtbar zu machen. *„Ja, so ist es gewesen!“*, denkt man sich. Der Photographie wird gemeinhin eine Autorität in der Wiedergabe von etwas Realem, als einer Repräsentation eines zum Zeitpunkt der Aufnahme in der Realität gegebenen Sachverhaltes zugeschrieben. Doch bemerkt Walter Benjamin Brecht zitierend zutreffend, *„daß weniger denn je eine einfache ›Wiedergabe der Realität‹ etwas über die Realität aussagt.“* Nun ist die Wiedergabe der Realität kein besonderes Problem, welches





bei der Betrachtung von photographischen Aufnahmen aus China um 1900 entsteht, sondern ein inhärentes Problem der Photographie überhaupt. Können photographische Bilder überhaupt die Realität darstellen? Nun, sollten wir im hier vorliegenden Fall vielleicht danach fragen, von welcher Realität die Aufnahmen denn zeugen? Von Tsingtau, Schantung oder gar China von vor über 100 Jahren? Von Besitzern und Besetzten?

Ethnographische Bemerkungen

Betrachten wir zuerst einige Gedanken zur visuellen Anthropologie und behaupten erst einmal, dass die Wahrnehmungen und Beobachtungen, die sich in den Aufnahmen widerspiegeln, damals als fremde Perspektive an die einheimische Welt in Tsingtau herangetragen wurden.

In Michael Oppitz' Schrift ‚Kunst der Genauigkeit‘, die sich den visuellen Ausdrucksformen der Ethnologie widmet, wird als Ausgangspunkt die kulturelle Begegnung einer *fremden* mit einer *eigenen* Welt beschrieben. Um die jeweiligen Wahrnehmungsmuster vom dargestellten Gegenstand zu schälen, liegt der Focus in seinen Darstellungen auf dem Subjekt, als absoluter Ausdruck des Eigenen, das sich dem Objekt, als dem absolut fremden Gegenstand, nähert und diesen nun durch vielfältige Rezeption dem Eigenen hinzufügt. Durch diese dynamischen Prozesse (Gegenstand-Rezeption-Wiedergabe), die der Gegenstand durchläuft, ist er nicht mehr nur noch der Gegenstand zum Zeitpunkt der Begegnung. Er funktioniert mittlerweile darüber hinaus ebenso als Spiegel, in dem er nun über eine doppelte Mitteilung verfügt, einerseits über den Gegenstand, unabhängig welche Veränderung dieser erfahren hat und andererseits über den Schöpfer der Abbildung, seine individuellen oder kollektiven Vorstellungen und Phantasien.

Formen der Selbstdarstellung, sowohl impli-

ziter als auch expliziter Natur, drücken sich allein schon in der medialen Rezeption aus. Diese reflektiert eine Wiedergabe des ursprünglichen Gegenstandes, der mit diesem so gut wie gar nichts mehr zu tun hat, denn „*exotisch ist nicht eine dem fremden Gegenstand inhärente Qualität, sie wird von außen an ihn herangetragen*“. Ein fremder Gegenstand wird mit einer übergestülpten Sehweise konfrontiert, einer Sehweise aus der eigenen Welt. Die Versuchung der Rezeption liegt in der Repräsentation des Fremden, wie man sie gerade benötigt. Mit den Epochen und ihren Bedürfnissen wandeln sich auch die Exotismen. Von daher spiegelt die exotische Rezeption weniger das Fremde an sich, sondern vor allem die wandelbaren Bedürfnisse, sich das Fremde so oder so zu denken. Mehr noch geben diese Bedürfnisse Auskunft darüber, welche Hoffnungen an sie herangetragen werden und wie sie verstanden werden *müssen*, indem sie in einen neuen Kontext übertragen werden.

So weit, so gut. Doch welche Auskunft können die Photographien dem Betrachter denn nun geben? Wie können sie denn gelesen und verstanden werden? Denn immerhin waren alle aufgenommen Motive vor dem Auge des Fotografen präsent. Sie sind dagewesen.

Bildsemiotische Bemerkungen

Gleichwohl zugegeben, dass das photographische Bild eine Form der Repräsentation und Wahrnehmung der Welt darstellt und der Fotograf scheinbar alles Beliebige registrieren kann, ist er doch nur in der Lage, innerhalb der Grenzen zu fotografieren, die ihm der Apparat setzt. Jedes fotografische Bild setzt automatisch die Wahl eines Raumes voraus, den man zeigen möchte, aber zugleich auch die Ausgrenzung des Raums, der jenseits des durch den Bildrand gegebenen Ausschnittes liegt. Das Foto bleibt somit immer nur eine Miniatur, ein kleiner Bruchteil vor dem riesigen



Hintergrund von Raum und Zeit. Obwohl die Fotografie zweifellos den Charakter eines fragmentarischen Ausschnittes hat, bewirkt dieser Ausschnitt zugleich eine Intensivierung.

Die Wahrnehmung einer vergangenen Wirklichkeit kann durch photographische Aufnahmen aus dieser Zeit antizipiert werden, d.h. sie leiten den Betrachter bei der Wahrnehmung bzw. bei der Interpretation der historischen Situation an. Bei der Betrachtung des Einzelbildes bietet sich immer erst ein fester Zustand bzw. eine starre Situation vor dem Auge dar, gleichzeitig entwirft der Betrachter mehr oder weniger willkürlich ein Vorher und ein Nachher, wobei die ‚eingefrorene Starre‘ des Bildes eine narrative Struktur entfaltet. Der gedankliche Prozess des Betrachtens und Einordnens indiziert somit Handlung, die vom Betrachter ergänzt wird. Ein Geschehen bzw. eine Situation werden zwar durch das Bild aufgezeigt, nicht aber die Motivation des Dargestellten als Gegenstand der in dem Bild ausgesagten Bedeutung. Um es verstehen zu können, bedarf es ergänzender kontextualisierender Informationen, z.B. durch eine Bildunterschrift, oder zumindest erfordert es einen sekundären Akt des Wissens oder der Reflexion seitens des Betrachters. Zwar kann das Bild ohne Kontextualisierung nicht etwas anderes bedeuten, als es darstellt, jedoch durchaus Konnotationsräume eröffnen, die zusätzliche Bedeutungen anbieten. Insofern ist eine Festlegung von Ausschnitt und Moment der Aufnahme sowie die Auswahl einer bestimmten Darstellung von Objekten und Handlungen immer ‚ideologisch‘. Denn sie beruht unweigerlich auf individueller Selektion von etwas Zeigenswertem und Nicht-Zeigenswertem. Durch diese nicht zu vermeidende Ausgrenzung bestimmter Realitätsbereiche, bringt die Selektion eine eigene ‚Wirklichkeit‘ hervor, um so zu der bewusst oder unbewusst intendierten Bildaussage zu gelangen.

Aber um noch einmal mit Barthes zu sprechen, „läßt sich in der Photographie nicht leugnen, daß die Sache dagewesen ist.“ Hier gibt es seiner Ansicht nach eine Verbindung aus zweierlei: aus Realität und Vergangenheit. In der Fotografie begegnen sich „das Wirkliche im vergangenen Zustand, das Vergangene und das Wirkliche zugleich.“ Der Moment, die Aufnahme und das Dargestellte können freilich nicht negiert werden, aber ebenso wenig können die auftretenden Widersprüchlichkeiten im Zusammentreffen von ‚Anwesenheit‘ und ‚Abwesenheit‘ hinsichtlich einer beabsichtigten Repräsentation von Realität, gleich ob vergangen oder gegenwärtig, aufgelöst werden. Es bleibt nichts anderes übrig, als diese letztendlich mitzudenken und bedacht mit der Feststellung einer Wirklichkeit umzugehen.

Die Photographien des Paul Ernst Praßer werden ab dem 17. Mai 2010 in einer Ausstellung im Konfuzius-Institut Leipzig zu sehen sein.

fa ■

Abdruck der Photographien mit freundlicher Genehmigung von Gerhard Praßer und Philip Clart.

Literatur (Auswahl)

- Barthes, Roland (1989). *Die helle Kammer: Bemerkung zur Photographie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nies, Martin (2008). Fotografie und Fotograf als filmische Zeichen. In: *Zeitschrift für Semiotik* 30:3-4, S. 391-425.
- Oppitz, Michael (1989). *Kunst der Genauigkeit. Wort und Bild in der Ethnographie*. München: Trickster.
- Santaella, Lucia (1998). Die Photographie zwischen Tod und Ewigkeit. In: *Zeitschrift für Semiotik* 20:3-4, S. 243-268.

河廣

《詩經 • 國風 • 衛風》

誰謂河廣、
一葦杭之。
誰謂宋遠、
跂予望之。

誰謂河廣、
曾不容刀。
誰謂宋遠、
曾不崇朝。

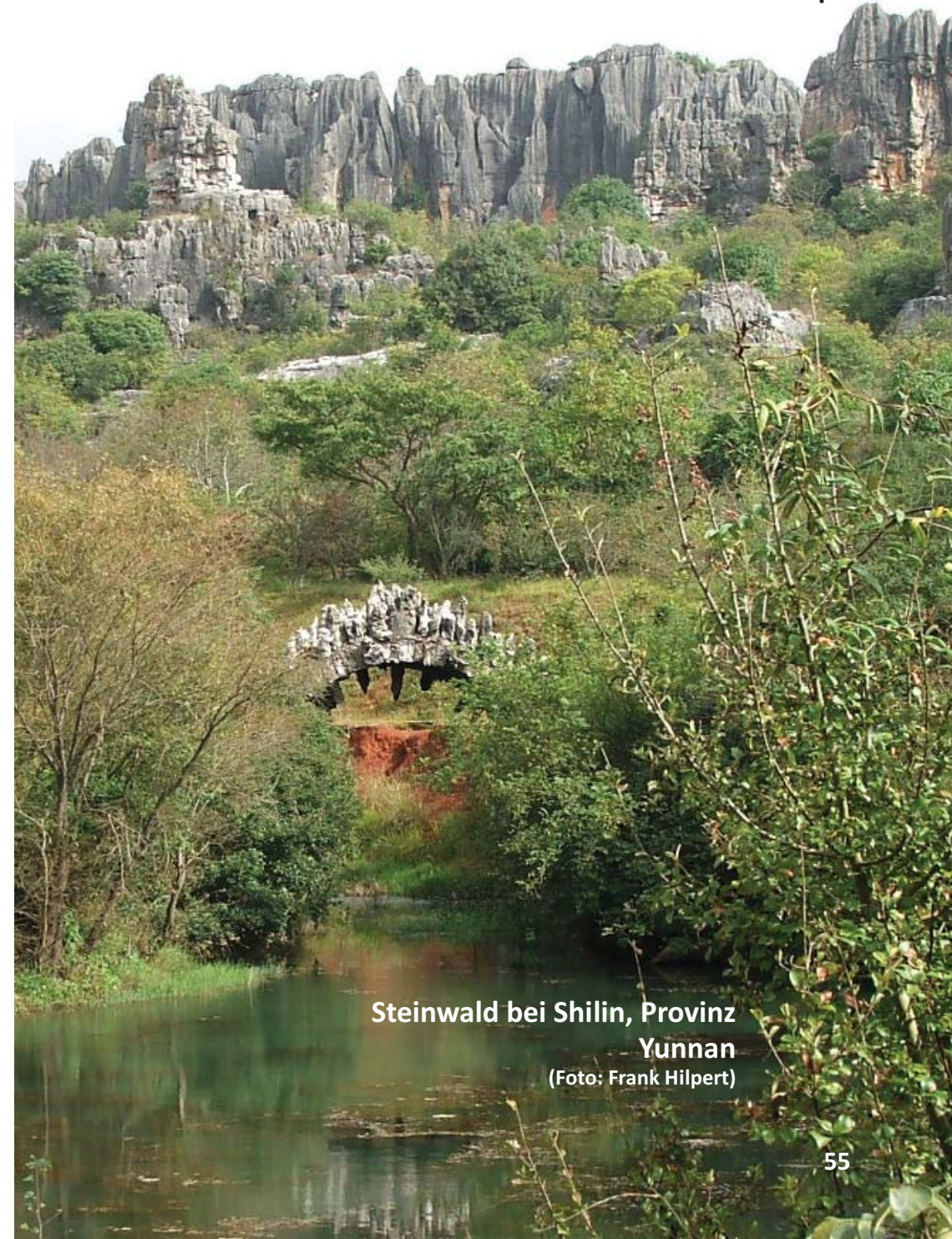
Die Breite des Flusses

»Buch der Lieder • Melodien der Staaten • Die Lieder von Weix«

Wer sagt, der Fluss sei breit?
Mit einem Schilfblatt könnte ich ihn doch befahren
Wer sagt denn, Song sei fern?
Auf Zehenspitzen könnte ich es doch gewahren

Wer sagt, der Fluss sei breit?
Hat doch noch niemand je ein Boot hineingezwungen
Wer sagt denn, Song sei fern?
Wär' ich doch dort, bevor das Morgenrot verklungen

dr.mo ■



Steinwald bei Shilin, Provinz
Yunnan
(Foto: Frank Hilpert)

Chinas Dagongmei 打工妹



Dagongmei werden in China jene Frauen genannt, die fernab ihrer Heimat auf Baustellen, in Fabriken, in privaten Haushalten und anderorts ihren Lebensunterhalt verdienen. *Dagong* beschreibt eine zweitrangige Arbeitstätigkeit und kann treffend mit „Jobben“ übersetzt werden, während *mei* sich auf die kleine Schwester bezieht. In der Zusammensetzung verdeutlicht der Begriff den niedrigen sozialen Stand der Gruppe. Die räumliche und auch zunehmend psychologische Trennung von der Familie, die auf dem Land lebt und finanziell unterstützt werden will, prägt den Alltag der Frauen genauso wie unzureichender oder gänzlich fehlender Schutz bei den ausgeübten Tätigkeiten. Die Zahl der WanderarbeiterInnen, *mingong* potentiell Volk, zu denen sie gehören, wird auf 120 bis 200 Millionen geschätzt, wobei sich die Anzahl der Frauen und Männer in etwa die Waage hält.

Im Jahr 2008 erschien das Buch *Dagongmei: Arbeiterinnen aus Chinas Weltmarktfabriken erzählen*, das sich hauptsächlich aus Interviews mit chinesischen Wanderarbeiterinnen zusammensetzt. Herausgegeben wurde das Buch von der Professorin Pun Ngai, Gründerin des Chinese Working Women Network (CWWN), einer Organisation von Wanderfabrikarbeiterinnen in Shenzhen, und Li Wanwei, die 1998 mit der Arbeit promoviert wurde. Aus den

sehr persönlichen Gesprächen erfahren die Leser von den Reizen und Gefahren sowie Einschränkungen und Freiheiten der Arbeit auf Wanderschaft.

Bei einem Vortrag in Münster traf DianMo Ralf Ruckus, der große Teile für *Dagongmei* ins Deutsche übersetzt hat und daneben mit einigen Freunden für gongchao.org (*gongchao*: „Streik, Streikbewegung“; Link s.u.) verantwortlich ist. Die Seite bietet Informationen zu der Arbeiterschaft in China sowie den wirtschaftlichen Entwicklungen und damit zusammenhängenden sozialen Konflikten im Reich der Mitte. Ralf Ruckus stammt aus der politisch linken Szene und begann, sich mit ArbeiterInnen in China zu beschäftigen, da er hier eine Lücke in der Auseinandersetzung mit Klassenkonflikten auszumachen glaubte. Er entschied sich, Chinesisch zu lernen, verbrachte ein Jahr in China und besuchte das Land seitdem in regelmäßigen Abständen. Schon im Jahr 2007 hat Ralf Ruckus mit Beiträgen in dem Sonderheft „Unruhen in China“ der Zeitschrift *Wildcat* (Link s.u.) dem wirtschaftlich beeinflussten Wandel in der chinesischen Gesellschaft nachgespürt. Begriffe von „Proletariat“ und „Klassenkampf“, derer sich in den Artikeln bedient wird, muten zwar insbesondere bei der Betrachtung Chinas, dem Land, in dem sie bis zur totalen Sinnleere ideologisch instrumentalisiert wurden, etwas seltsam an, schmälern jedoch nicht den hohen Informationswert der Beiträge.

Bei Vorträgen wie jenem in Münster teilt Ralf Ruckus sein Wissen zum Thema und lädt zur Diskussion ein. Zu Gast war er mit Lesungen und Vorträgen dieser Art schon in vielen europäischen Ländern. Zu seiner Zielsetzung

gehört zum einen, die Arbeiter und Bauern in China zu unterstützen. Zum anderen hofft er, die dort erzielten Erkenntnisse auch in die Debatte hier im Westen einfließen lassen zu können. In Münster betonte Ralf Ruckus ganz besonders die oft zu einseitige Darstellung der Opferrolle von WanderarbeiterInnen in westlichen Medien und Abweichungen von dieser Rolle in der chinesischen Realität. Die Arbeit in den wirtschaftlich boomenden Regionen Chinas kann ihm nach für viele der *Dagongmei* auch einen Ausweg aus der traditionell-patriarchalischen Gesellschaft bedeuten. Denn obwohl in den westlichen Medien die *Dagongmei* häufig als Opfer beschrieben würden, könne das unsichere und gefahrenvolle Leben im Bruch mit der Familientradition Chinas auch viele neue Möglichkeiten für junge Frauen mit sich bringen. Ralf Ruckus wies auch auf den Erfolg der chinesischen ArbeiteraktivistInnen hin, der in den letzten Jahren durch offenere Berichte in den Medien und vor allem das Internet stark zugenommen habe. Denn was sich in Blogs von AktivistInnen über die Bewegungen zugunsten verbesserter Arbeitsbedingungen und Entlohnung in China nachlesen lässt, könne auch leichter nachgeahmt werden, wie viele Fälle in der jüngeren Vergangenheit verdeutlichten. Auch die Erfahrung lehre viele AktivistInnen, erklärte Ralf Ruckus: „Früher wurden beispielsweise die AnführerInnen von Arbeiterbewegungen häufig bestochen oder bedroht. Um dies zu umgehen, wird heutzutage einfach niemand mehr dazu ernannt oder zumindest nicht bekannt gegeben.“

Auch wenn Aufstände professioneller als früher erscheinen, sieht Ralf Ruckus in den Arbeiterbewegungen noch keine Revolution brodeln, sondern nur Revolten, hier größere, dort kleinere, auflodern und wieder erlöschen. „Die Streiks und Aufstände in China sind noch zu unorganisiert und meist lokal beschränkt“, lautet seine Erklärung. Dies könnte sich durch die Auswirkungen der Wirtschaftskrise ändern.

Die Kluft zwischen Traum und Wirklichkeit werde häufiger für sozialen Sprengstoff sorgen, wenn das Wachstum stagniert und die weltweite Wirtschaftskrise noch stärker spürbar wird. Die Verschlimmerung der Situation durch die Krise schildert Ralf Ruckus derart: „Wo vor einem Jahr noch auf großen Plakaten an Fabriken ArbeiterInnen gesucht wurden, werden nun leerstehende Hallen zur Vermietung angeboten. Zahlreiche Entlassungen führen immer wieder zu Protesten und Arbeitgeber nutzen die Situation aus, um Löhne zu drücken und Arbeitsgesetze zu missachten. Damit verschlimmern sie die Lage für die WanderarbeiterInnen, die zurück auf das Land ziehen oder in der Stadt unter noch schlechteren Bedingungen als zuvor arbeiten müssen.“

Ralf Ruckus geht davon aus, dass es in China früher oder später zu größeren Unruhen kommen wird und hält es für fraglich, ob die Regierung mittelfristig an der Macht bleiben kann. Diese Thesen begründend erklärt er: „Die Erwartungen in China sind einfach zu groß. Es wird niemals ein jeder Chinese ein Auto fahren können, wie sehr er es sich auch wünscht.“ Obwohl er große Veränderung kommen sieht, möchte Ralf Ruckus nicht prognostizieren, wann und wie genau sich soziales und politisches Gefüge wandeln werden. Fest steht für ihn nur, dass im Reich der Mitte weiterhin mit allem gerechnet werden muss.

jp ■

Weiterführendes

Li Wanwei / Pun Ngai: *Dagongmei: Arbeiterinnen aus Chinas Weltmarktfabriken erzählen*. Hamburg: 2008.
<http://www.gongchao.org/de/startseite>
http://www.wildcat-www.de/wildcat/80/beilage/w80_beilage_inhalt.htm

Parallele Welten – Ein Kommentar zu chinabezogenen Veranstaltungen auf der Frankfurter Buchmesse 2009



Bereits vor dem Beginn der Buchmesse schlugen Konflikte zwischen der offiziellen chinesischen Delegation und chinesischen Dissidenten in den deutschen Medien große Wellen. Wiederholt wurde das Symposium im September 2009 geschildert, jedoch nie wirklich nach den Hintergründen gefragt. Stattdessen wurde zum größten Teil dramatisiert und flach berichtet. Eine Regierungsdelegation, die geschlossen aufsteht und geht, eine Reden schwingende Dissidentin, das hört sich natürlich interessanter an als fehlerhafte Planung und falsche Erwartungen der Buchmesseleitung.

Entsprechend neugierig beginne ich am 12. Oktober 2009 meine Arbeit für die TAZ auf der Buchmesse als Übersetzerin und studentische Aushilfe. Meine erste Aufgabe ist es mit einem Kollegen auf die Pressekonferenz der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) zu gehen, um ein Interview mit dem Dissidenten Harry Wu zu ergattern. Die Pressekonferenz liefert keine neuen Erkenntnisse, im Gegenteil empört sie eher durch die wenig tiefgründigen,



dafür umso populistischeren Aussagen des deutschen Sprechers der IGFM, wie z.B. China sei auch „Weltmeister in Zensur und Hinrichtungen“. Wie sehr diese Aussage auch stimmen mag, so ist es doch fraglich, ob man mit dubiosen Falung Gong-Gästen (zur Diskussion war Lea Zhou, Chefredakteurin der Falung Gong-Zeitung *Epoch Times Europa* geladen) und verbitterten Vorwürfen die schlechte Lage der Menschenrechte in China verändern kann. Auch wird kaum ein Chinese dies als Auftakt zu einer konstruktiven Diskussion sehen können. Nach der Pressekonferenz gelingt es uns, sowohl Harry Wu als auch Bei Ling zu interviewen, was zu sehr unterschiedlichen Impressionen über China führt. Während Harry Wu uns die lange Narbe an seinem Unterarm zeigt und über seine Erlebnisse aus dem Laogai (chinesisches Arbeitslager) berichtet, wird deutlich, dass er in keiner Weise bereit ist, Eingeständnisse gegenüber Fortschritten der chinesischen Regierung zu machen. „In dieses Land wolle er nie mehr zurückkehren“, sagt er uns. Wu ist überzeugt, dass Wandel in China nur von Innen

kommen kann, jedoch würde dies durch die KPCh gründlich verhindert. Dementsprechend gäbe es keinerlei Hoffnung, dass es in China in naher Zukunft zu Fortschritten im Sektor Meinungsfreiheit kommen würde. Echte Veränderungen könnte es nur geben, wenn die KPCh abtreten würde, meint der über Siebzigjährige. Bei Ling scheint hingegen wesentlich positiver: zwar kritisiert auch er die Lage der Meinungsfreiheit in China, jedoch sieht er Fortschritte und positive Weiterentwicklung, gleichwohl diese seiner Meinung nach zu langsam von statten gehen.

In den folgenden Tagen höre ich noch zahlreiche Meinungen über China, sei es von chinesischen, regimekritischen Journalisten oder Statements der chinesischen Delegation. Was mich daran am meisten stört ist, dass es den Anschein von Auseinandersetzung gibt, jedoch die chinesischen Dissidenten und deren Anhängerschaft und das offizielle chinesische Pendant in Wahrheit in parallelen Welten weilen. Auch wenn die Buchmesse ein guter Ort für intellektuelle Auseinandersetzung sein könnte, so findet kein wirklicher Dialog statt und ohne diesen Dialog erscheint auch ein gegenseitiges Verständnis unmöglich. Die Organisatoren der Buchmesse befinden sich während der Veranstaltungen wiederum im dauernden Spagat, um möglichst weder Peking noch die deutschen Journalisten zu verärgern. Dass dieser Spagat mit mehr Vorbereitung, wie zum Beispiel besserer Absprache mit beiden chinesischen Seiten, wenn auch nicht ohne Problem, so immerhin leichter gewesen wäre, ist auch für die kritisierenden deutschen Medien offenbar irrelevant. Zwar wird zum Beispiel die Ausladung der Dissidenten vom Symposium kritisiert, allerdings nicht hinterfragt, wie das Debakel hätte vermieden werden können. So eine Veranstaltung muss lange im Vorfeld verhandelt werden. Wer ein-

geladen wird, muss mit allen Seiten abgestimmt werden und kann nicht einfach kurzfristig umentschieden werden. Auch von den westlichen Betrachtern sollte daher nicht leichtfertig geurteilt werden und aus einem vorhersehbaren Ende eines Symposiums ein Spektakel gemacht werden.



Dementsprechend stimme ich Bei Ling zu wenn er sagt „Wir brauchen [westliche] Intellektuelle, die nicht nur auf das Äußere Chinas schauen, so wie [westliche] Medien über China sprechen, sie selbst müssen sich mit dem Inneren Chinas beschäftigen.“ **vlf** ■

Konfuzius interkulturell gelesen

von Christoph Schmitz

So richtig zur Sache geht es erst nach zwei Dritteln des vorliegenden Textes. Dann wendet sich die Autorin dem Hauptthema dieses Buches zu, das in einer interkulturellen Lektüre des Konfuzius' bestehen sollte; so verspricht es der Titel.

Dieses Versprechen wird anhand zweier geistesgeschichtlicher Aspekte betrachtet.

Zunächst gerät die Bewertung der chinesischen Philosophie- und Politikgeschichte während der europäischen Früh- und Spätaufklärung in den Blick. Vor allem die Identifizierung von Konfuzianismus und Herrschaftsform regt die Köpfe des 18. und frühen 19. Jahrhunderts zu einer europäischen Interpretation der fernen Tradition an; und wie die Autorin überzeugend zu zeigen vermag, spiegeln sich in all diesen Interpretationen vor allem die Diskurse der europäischen Zeit wider. Ist in der Frühaufklärung, bei Leibniz und vor allem bei Wolff, noch eine große Begeisterung für die chinesische Tradition und den dafür verantwortlich gemachten Konfuzius zu spüren, schwindet diese innerhalb des folgenden Jahrhunderts zunächst dahin, um sich dann in ihr vollkommenes Gegenteil zu verkehren – in Ablehnung und Geringschätzung. Dafür verantwortlich gemacht werden nicht neue Erkenntnisse in Bezug auf das unbekannte Reich oder ein immer profunderes Wissen bezüglich dessen Geschichte – nein, es sind vielmehr die europäischen Diskurse selbst, die diesen Wandel einleiten. Denn während bei Wolff die Idee des aufgeklärten Herrschers und das Ziel einer politischen Stärkung des Bildungsbürgertums die grundsätzlichen Ziele des Reformeifers darstellen, sind es später die Ideen des Republikanismus und der Freiheit, die im Vordergrund der Spätaufklärung stehen – so etwa bei Kant und Hegel, aber auch bei Montesquieu. Wolff sieht von seiner Warte aus die moralischen Anforderungen, die der

Konfuzianismus an einen Herrscher stellt, sowie die Etablierung des Beamtenstaates nach Abschaffung des Feudalismus als absolut vorbildlich für die europäische Entwicklung an. Seine Nachfolger jedoch verlegen sich auf das Primat der Freiheit des Einzelnen, und entdecken im „kindlichen Geist“ der Unterordnung und in der daraus folgenden Hierarchisierung der Gesellschaft nichts anderes als das eben erst Zurückgelassene – die bloße Despotie.

Lee zeigt in ihrer Diskussion sehr schön, wie die divergierenden politischen Ziele der einzelnen Akteure zu divergierenden Ansichten des Konfuzianismus beitragen und zu einer Vermischung der Diskurse führen. Diese klassische Debatte um den Konfuzianismus scheint dabei nur Illustration der je eigenen Ansichten zu sein und eine wissenschaftliche Auseinandersetzung in weite Ferne gerückt. Ebenso verhält sich mit dem zweiten interkulturellen Aspekt, der hier beleuchtet wird, der Debatte um den „konfuzianischen Kapitalismus“, die sich vorläufig in den 1980ern bis 90ern abspielte. Deren Ahnherrn Max Weber wird von der Autorin eine relativ geistreiche, wenn auch mit Schwachstellen versehene Interpretation des konfuzianischen Geistes bescheinigt. Allerdings prägt er mit seiner Verschränkung von Religion, Geistesgeschichte und daraus gefolgerten Interpretationen hinsichtlich der geistigen Grundlagen für eine (fehlende) Entwicklung des Kapitalismus in Ostasien die Diskussion, die sich zwar seiner Ansicht entgegengesetzt, aber doch eben diese Parallele zwischen „Geist“ oder „Kultur“ und wirtschaftlicher Effizienz zu ziehen versucht. Während des Aufblühens des ostasiatischen Wirtschaftsraums in den 80er Jahren hatte sich in Medien und Universitäten das Bild festgesetzt, diese enorme Wirtschaftsleistung

stehe in direkter Verbindung zu den Tugenden des Fleißes und der Unterordnung, der diesen Völkern seit Jahrhunderten aufgebürdet wurde. Diese These anzugreifen, scheint der Vehemenz nach zu urteilen, das Hauptanliegen Lees gewesen zu sein. Im Gegensatz zur milden Kritik an den aufklärerischen Konfuziusbildern, die durch Diskursanalyse die divergierenden Ansichten eher auflöste als widerlegte, werden diese Auffassungen eines „konfuzianischen Kapitalismus“ vollends als falsche Zerrbilder einer Weltregion zurückgewiesen. Unkenntnis der politischen Lage der Arbeiter und vorschnelle Verallgemeinerungen sowie die gewünschte Rückbesinnung auf eigene arbeitsame Tugenden innerhalb des Neokon-servatismus – dies seien die Gründe für eine vollkommen ungerechtfertigte Darstellung dieses Wirtschaftswandels. Als großes Gegenbild zur These des unterwürfigen, weil konfuzianisch erzogenen Arbeiters steht die Interpretation des *Lunyu* inklusive seiner geschichtlichen Voraussetzungen, welche die ersten hundert Seiten des Buches ausmachen. Man wundert sich beim Lesen, dass diesen Grundlagen viel mehr Platz eingeräumt wird als der eigentlichen Diskussion westlicher Konfuziuslektüre. Doch gerade im letzten Teil wird deutlich, dass diese Seiten dazu genutzt wurden, ein Bild der konfuzianischen Lehre zu entwickeln, dass vor allem eines in den Vordergrund stellt: die mögliche ethische Vollkommenheit des Einzelnen. Die Grundbegriffe des *Lunyu* werden dahingehend sortiert, dass die gesellschaftlichen Implikationen deutlich in den Hintergrund treten – um die ethisch-menschliche Bildung des Einzelnen zu betonen und damit, ohne den Begriff wirklich in den Mittelpunkt zu stellen, ein Bild der Freiheit zu erschaffen. Denn jeder selbst, so scheint es nach dieser Lektüre Kongzis Ansicht zu sein, hat die Möglichkeit und damit die Freiheit dazu, durch Tugend, Bildung und Sitten zu einem Edlen zu werden. Mit dieser Interpretation folgt Lee bekannten Konzeptionen wie der von Hall und Ames oder

auch der Heiner Roetz', die allesamt bestimmte humanistische und auch demokratische Elemente des Konfuzianismus hervorheben möchten. Hier stellt sich allerdings die Frage, wo denn die interkulturelle Lektüre des Konfuzius ansetzt. Erst in der Diskussion der Frühaufklärung, oder vielleicht schon in den ersten Kapiteln, die sich um eine Systematisierung bemühen, welche die Frühkonfuzianischen Texte selbst nicht leisten oder auch nicht leisten wollen? Denn diese Systematisierung scheint selbst ein westliches Anliegen zu sein, mit dem man hiesigen Denkgewohnheiten die Plausibilität chinesischen Denkens beibringen möchte.

Am Ende der Lektüre bleiben dann vielleicht ein schaler Beigeschmack und die Frage, was denn das sei, Konfuzius interkulturell zu lesen.



Eun-Jeung Lee
Konfuzius interkulturell gelesen
(Interkulturelle Bibliothek, Band 63)

Nordhausen 2008
Verlag Traugott Bautz

ISBN 978-3-88309-237-9
148 Seiten, broschiert
10,00 Euro

Christoph Schmitz studiert
Philosophie und Sinologie an der
Universität Leipzig.

Ohne Kommentar!



Waschbecken, irgendwo in Chongqing
(Foto: Viviane Lucia Fluck)



Anzeige

SMALL BUSINESS RECONSTRUCTED

MODELLE & FOTOGRAFIEN von JO ZARTH

15. März – 12. Mai

EINTRITT
FREI

AUSSTELLUNG im KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

Otto-Schill-Str.1 • Mo-Do / 14-18 Uhr • www.konfuziusinstitut-leipzig.de



Impressum

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten

Herausgeber:

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten

Frank Andreß/ Thomas Baier

Kurt-Eisner-Str. 69

04275 Leipzig

dianmo@hotmail.de

<http://dianmo.wordpress.com/>

Redaktion:

Till Ammelburg, Frank Andreß (*fa*), Moritz Bockenamm (*dr.mo*), Viviane Lucia Fluck (*vlf*), Lucas Göpfert (*lg*), Jonas Polfuß (*jp*), Simon Preuschoff, Marco Sparmberg (*ms*), Jacob Tischer, Justine Walter (*ju*), Wang Dan, Laura Weinert

Satz/Layout: Thomas Baier

Titelbild: Lotustraum 荷夢,
von Hu Yongkai 胡永凯
(<http://huyongkai.artron.net>)

Geschäftsbedingungen:

Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung der Herausgeber sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der Redaktion wieder. Alle Urheberrechte liegen bei den Autoren. Die Redaktion behält sich vor, zugesandte Beiträge zu kürzen. Die Zeitung erscheint zwei Mal im Semester und ist kostenlos.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Mai.

ACHTUNG! Für die Inhalte der angegebenen Links und Internetadressen in den jeweiligen Ausgaben der Zeitung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung.

Alle Abbildungen stammen, sofern nicht anders angegeben, von den jeweiligen Autoren.

Druck: Osiris Druck Leipzig

Der Druck wurde ermöglicht durch freundliche Unterstützung von:



KONFUZIUS-INSTITUT LEIPZIG

莱比锡孔子学院